

Der Deutsche  
**Metallarbeiter**

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 14

Duisburg, den 7. April 1928

29. Jahrgang



Ida C. Ströber

Auferstehung

# Ostern und der Kulturwille der christlichen Arbeiterschaft

Mit dem Begriff Ostern verbinden wir den Gedanken des Neuerwakens, des Neuschaffens. Es ist nicht allein das frische Blühen und Knospen in der Natur, es ist nicht nur das Lenzesahnen, das durch Busch und Heide geht, es ist mehr als das tiefe Genießen nach Licht, das durch die Straßen unserer Industriestädte zieht. Das ist jedem sichtbar erkennlich und fühlbar.

Für uns aber ist Ostern viel mehr. Es ist der Angelpunkt des christlichen Gedankens überhaupt. Ohne die göttliche Tat der Auferstehung wäre das Christentum niemals jene schöpferische religiöse Macht, es wäre überhaupt keine Religion geworden. Es ist eine erhabene Idee, zu wissen, daß am Anfang des Christentums die Auferstehung steht. Der von Qualen und Not Befreite steigt im Lichtglanz seiner Herrlichkeit aus der Nacht des Grabes. Dieses Motiv steht auch im Anfang der christlichen Idee, die in Dunkel und Vergehen dahinvegetierende Menschheit durch die Kraft des christlichen Gedankens auf ein edleres, höheres Ziel einzustellen. Ein Ziel, das hinausgriff über das rein Materielle und sich über den Sternen verankerte. Dabei war es klar, daß eine Religion, die die Gerechtigkeit, die Liebe, die Wahrhaftigkeit, die Treue, die Beharrlichkeit auf ihre Fahne geschrieben hat, auch Rückwirkungen haben muß auf das irdische Leben, auf das Zusammen der Menschen, auf die Überwindung von Gegensätzen. Wir haben es schon einmal hier ausgeführt, daß die christliche Idee, lediglich durch die Gewalt ihres Geistes und nicht durch materielle Mittel, den Gedanken der inneren Gleichberechtigung der Menschen so tief in die damalige Gesellschaft einprägte, daß sie dadurch die Überwinderin des Sklaventums wurde. Und zum zweiten Male hat das Christentum den Geist der Wirtschaft im Mittelalter tiefgehend beeinflusst und durch diese geistige Beeinflussung wesentlich zu ihrer Formung beigetragen.

Die christliche Arbeiterbewegung ruht auf dem solidesten geistigen Fundament, weil sie eben auf dem christlichen Gedanken basiert. Jede Schicht hat innerhalb des gesellschaftlichen Körpers ihre ganz besondere Aufgabe zu erfüllen; es muß eine Wirkung von ihr ausgehen, wenn sie lebendig sein will. Eine äußere Wirkung sowohl als auch eine innere. Es ist eine schiefe Auffassung, wenn man der christlichen Arbeiterbewegung lediglich die Sorge um die materiellen Güter anvertrauen und die Schaffung der inneren Werte von anderen Verbindungen herstellen lassen möchte. Dann bräuchten wir gar keine christlichen Gewerkschaften. Dann hätten sich die Alten und die Jungen ungeheuer viel an Widerwärtigkeiten, an Terror, an Demütigungen ersparen können, dann bräuchten sie keine christlichen Gewerkschaften zu gründen. Nein, die christliche Gewerkschaftsbewegung ist bewußt eine Kulturbewegung; sie sucht den inneren Menschen und das äußere Leben zu erfassen und zu veredeln. Daß es dabei Gebiete gibt, auf die sie sich gar nicht wagt und wagen kann, z. B. das konfessionelle und religiöse, das parteipolitische, ist zu bekannt, als es noch einmal hier zu wiederholen. Dafür sind andere Kräfte da.

So sicher die Vertretung materieller Interessen ein Hauptfundament unserer gewerkschaftlichen Arbeit ist, ohne die sie überhaupt ihren Daseinszweck verfehlt, genau so wichtig ist die Vertretung und Durchdringung der Arbeiterschaft mit den geistigen Zielen, nämlich innere Hebung der Arbeiterschaft, Persönlichkeitsbildung, Gemeinschaftsbildung. Ja, man darf wohl sagen, daß ohne eine

## Auferstehung

Zu vorseitigem Bild.

Es ist ein eigenartiges, in seinem Wert hervorragendes Bild, das die Künstlerin Ida E. Ströver als Auferstehung zeichnete. Sie weicht von der gewöhnlichen Art, die Auferstehung darzustellen ab. Sie lehnt sich in der Darstellung Christi an frühchristliche Statuen und Bilder an, die Christus bartlos und als reifen Jüngling gestalten.

Es geht von diesem Bilde eine starke unmittelbare Kraft aus, eine Jungheit und Stärke der Gebärde, die majestätisch wirkt. Dieses Bild entstammt dem ausgezeichneten Buche „Bekennen“, Irene-Verlag, Wülfingerode-Collstedt, 35 Bilder aus der Apostelgeschichte gestaltet in diesem Buche J. Ströver mit souveräner Kraft. Dieses Buch ist eines der hervorragendsten Geschenke, das man zum Tage der Erstkommunion oder Konfirmation wählen kann. Es kann unsern Kollegen uneingeschränkt empfohlen werden.

geeignete Stärkung der ideellen Kräfte die materiellen Kräfte nicht auf die Dauer gesichert werden können.

Was ist das, wenn wir von Bildung der Arbeiterschaft sprechen, von dem Wollen, sie zu einem Kulturträger zu gestalten? Wir verstehen unter Bildung die Formung des ganzen Menschen nach einem Ideal. Wir betonen „ganzen“ Menschen, also Herz und Hirn, geistige und seelische Formung, Verstand und Charakter. Bildung ist also mehr als eine formelle Wissenseaneignung, als der Titel „Akademiker“, als der Besuch der Hochschule. Das ist nur der geringere Teil der Bildung; der eigentliche Kernpunkt liegt im Seelischen, im Charakter, in der Persönlichkeit.

Was wir wollen, ist der Mensch, dessen ganzes Tun getragen ist von dem Gedanken, daß er als Gesellschaftswesen in allem dem Gesamten verhaftet und dem Gesamten verschuldet ist. Daß er sich selbst am meisten fördert, je mehr sein Tun den andern mitfördert und daß er in seinem eigenen individuellen Handeln Verantwortung trägt gegenüber der Gemeinschaft. So wird die Bildung die sichtbare Fähigkeit des Menschen, geistige Verantwortung zu tragen. Gerade der Mangel an geistiger Selbständigkeit bei tiefster Verwurzelung im Ganzen verursacht ja die Not in unserem öffentlichen Leben und zeigt, wie wenig ein nur aufgetragener Bildungsfirniss und ein Nur-Wissen geistige Kräfte mobil zu machen vermögen.

Die christliche Gewerkschaftsbewegung weiß, daß letztlich eine jede Kulturerneuerung aus drei Quellen zusammenfließt: aus Berufs-, Persönlichkeits- und Standesbildung.

Das heißt die Frage nach dem letzten Sinn unseres Arbeiterlebens aufwerfen.

Jeder Stand will ein Träger der Kultur sein, d. h. ein Stück inneres Heldentum und Führertum in sich tragen. Der Adel ist ohne Zweifel früher ein bedeutender Kulturfaktor gewesen; wenn wir aber heute seine Kräfte sehen, mutet er uns an wie eine „aufgestapelte Kultur“, von der keine lebendigen Kräfte mehr ausgehen. Und die neue Schicht, die sich nach dem Kriege einschob in die alten Stände, die „Neureichen“? Bei ihnen kann man höchstens von einer „aufgekauften Kultur“ sprechen; sie wuchs nicht organisch bei ihnen. Handwerker und Bauern sind zum Teil heute noch starke Träger eines eigenen Kulturwollens.

Woran liegt es nun, daß eine Schicht eine Kultur schafft und eine andere nicht?

Wo zunächst das gegenseitige Dienen und nicht das Verdienen gilt, ist der Anfang der Kultur. Das heißt eine eigene Ehre und einen starken Ehrbegriff haben, wissen, daß die eigene Ehre auch die Ehre der eigenen Schicht ist und daß man dieser Schicht keine Unehre machen darf. Stolz sein auf sich; im Gedanken der Gemeinschaft verwoben sein.

Deshalb kann von einem Arbeiterkulturgedanken erst gesprochen werden, als der solidarische, der gemeinschaftsbildende Gedanke der Gewerkschaftsbewegung austrat. Vorher war Proletariat da, eine Masse, rechtlos, schutzlos, erbärmlich und ohne den Willen und das Bewußtsein, ihre Lage ändern zu müssen. Der Kulturgedanke ist in dem Arbeiter vorhanden, der stolz auf die Arbeiterschaft ist, der den Aufstieg der Arbeiterschaft als seine eigene Angelegenheit empfindet und danach handelt, dessen Gedanken um die Hebung seiner Schicht sich drehen.

In und mit dieser Schicht steht und fällt ja auch er. Es kommt nicht von ungefähr, daß durch die christliche Gewerkschaftsarbeit die Heimkultur und Arbeiterfamilienkultur wesentlich gefördert wurde.

Zweifellos wird alle Bildung als Veredelung des Körpers und der Seele erleichtert, wenn der Mensch sein sicheres und zu einer soliden Lebensführung ausreichendes Einkommen bei fleißiger, aber nicht die Gesundheit und den Geist verödender Arbeit hat. Das wollen die Gewerkschaften, wenn sie für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen kämpfen.

Wie steht es um die Kultur der Arbeiterschaft? Sie hat an äußerer Kultur gewonnen. Nahrung, Kleidung, Wohnung sind durchaus besser. Auch die innere Kultur ist gestiegen, sicherlich die des Verstandes; das Familienleben ist vertieft. Aber dagegen stehen Mächte, die auf eine Verödung der inneren

Kultur hintreiben: der kapitalistische Geist und der sozialistische Gedanke.

Was will die christliche Arbeiterschaft geben? Die Arbeiterschaft muß ihre errungene soziale Stellung im Volksganzen, deren Schwerpunkt vor allem in der selbständigen Mitträgerschaft von Herrschaft und öffentlicher Gewalt im Wirtschaftsleben liegt, auch als aktive Trägerin geistigen Lebens bewahren.

Grundlage der neuen Kultur ist die Welt der Arbeit. Nicht nur Hämmern und Dröhnen, die Bankverbindungen, Truste und

Konzerne, sondern seelische und geistige Erfassung und Durchdringung der Welt der Arbeit. Dann wird die Arbeit Pflichterfüllung als Dienst an der Gemeinschaft; dann ist die Arbeit mehr als eine Aneinanderreihung einzelner Arbeitsverrichtungen, sie wird Weltanschauung.

Da steht die christliche Arbeiterschaft. Das ist ihr Wollen. Dieses Wollen will sie hinaustragen in die Arbeiterschaft, die Gesellschaft, in die Wirtschaft. Dazu müssen stärkste geistige Kräfte losgelöst werden. Möge der Geist des Osterfestes dabei helfen!  
G. W.

## Kommende Wahlen und christliche Arbeiterbewegung

Es kann nur noch eine Frage von Tagen sein, wann der alte Reichstag seinen Auftrag in die Hände der Wählerschaft zurücklegt. Eine latente Krise, teils grundsätzlicher, teils taktischer Fragen, hat in den letzten Wochen die Arbeiten des Reichstages erschwert und den Keim zu dem immerhin tragischen Ende gelegt. Tragisch sagen wir, weil wir nicht in den Chor jener Unbeschwerten einzustimmen vermögen, die diese Zusammensetzung des Reichstages und der Regierung als „Hort der Reaktion“ darstellten und jede seiner Leistungen verkleinern wollten. Vor allem hat die Arbeiterschaft gar keinen Grund dazu, in dem Chor jener „Parteimänner“ mitzuwirken, denn diese Regierung, die „Bürgerblockregierung“, hat mehr für

die Arbeiterschaft durch praktische und real fundamentierte Gesetze geran auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes, der Sozialversicherung, des Arbeitsrechtes, der Arbeitszeit, als viele Regierungen vor ihr seit der Revolution, ganz zu schweigen von den Regierungen, in denen die Sozialisten das Steuer in der Hand hatten. Auch die sozialistischen Arbeiter haben die Fortschrittsmomente der neuen Gesetze nicht abgelehnt.

Es ist ein seltsamer Anblick, die Geschichte des Deutschen Reichstages seit der Revolution zu verfolgen. Da zeigt sich, daß eine sozialistisch gefärbte Regierung besonders bei den schwierigen Fragen, die die Arbeiterschaft und die Wirtschaft angehen, wie die Frage um den heißen Brei herumgegangen ist und wie sie vor allem bei etwas brenzlichen Situationen jedesmal sich aus der Regierung verdrückte und das Flottmachen des Reichskarrens anderen Parteien und Regierungen überließ.

Es verlangt die Gerechtigkeit, auszusprechen, daß die vergangene Regierung den Arbeiterinteressen ein bedeutendes Maß von Verstehen entgegenbrachte, was natürlich nicht heißen kann, als ob auf manchen Gebieten berechnete Wünsche der Arbeiterschaft die Würdigung gefunden hätten, die sie verdienten.

Wichtig aber ist, daß durch die sogenannte Bürgerblockregierung — trotz einiger unliebsamer Erscheinungen — der Gedanke der Festigung der Demokratie an Boden gewann, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß durch die aus parteiagitorischen Gründen bedingte Untätigkeit und Opposition der Sozialisten die Unterminierung der Arbeiterstellung im gesellschaftlichen Ganzen eine gewisse Erleichterung erfuhr.

Die christliche Arbeiterschaft hat stets auf dem Standpunkt gestanden, daß das Interesse des Staatsganzen oder, wie das Wortgepräge heißt, das Primat des politischen Denkens und Handelns den Vorrang genießt vor den parteipolitischen Interessen. Das Allgemeininteresse soll überwiegen und das Einzelinteresse leiten. So sehr wir als christliche Arbeiterschaft gewerkschaftlich denken, d. h. auf die berechnete Förderung unserer Schicht bedacht sind, so wissen wir auch, daß dieser Wille sich einzugliedern hat in das Gesamte.

Dieser Wille des Sicheingliederns und des Arbeitens am Gesamten muß naturgemäß um so stärker in die Erscheinung treten bei einer Bewegung, deren leitende Idee eine verbindende Kraft über konfessionelle und parteipolitische Gegensätze hinweg in sich

trägt. Diese Tatsache ist ein wertvolles politisches Aktuum, das durch die christliche Arbeiterbewegung in das politische Handeln des deutschen Volkes hineingetragen wurde.

Wenn wir als christliche Gewerkschaften auf dem Boden der parteipolitischen Neutralität stehen, d. h. uns an keine bestimmte Partei binden oder gar eine Marschroute für unser gewerkschaftliches Handeln in Empfang nehmen wollen, so bedeutet das aber nicht, als ob wir uns etwa aus der Politik ausschalten lassen wollten. Politik ist Gestaltung der materiellen und seelischen Kräfte eines Volkes zu seinem Aufstieg. Daß wir daran lebhaft interessiert sind und daß wir unsere Stoßkraft dafür auch in den Parlamenten einsetzen, bedarf gar keiner Erörterung. Politik be-

deutet weiter Staatsbürgersein und handeln. Gerade die christliche Gewerkschaftsbewegung erwartet von ihren Mitgliedern, daß sie ihre staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten erfüllen. Daraus erwächst aber die Notwendigkeit der parteipolitischen Betätigung der Mitglieder. Welche Partei das Mitglied wählt, ist seine Sache. Daß es aber eine sozialistische oder gar kommunistische nicht sein kann, versteht sich bei einem christlichen Gewerkschaftler von selbst.

Die Neuwahlen für Reich, Land und Kommunen stehen vor der Tür. Wir als christliche Arbeiter haben in unseren Parteien die Rechte der Arbeiterschaft angemeldet und sind gewillt, sie mit allem Nachdruck zu vertreten. Allgemein zeigt sich die beklagenswerte Erscheinung in den Parteien, daß die Arbeiterschaft, das heißt 50 Prozent des deutschen Volkes, in der parlamentarischen Vertretung der Parteien gegenüber den Beamten erheblich im Rückstande ist. Das ist ein Zustand ernster Sorge und ein Ruf nach dringender Aenderung. Die Zahlen, die darüber in den letzten Tagen durch die Presse gingen, sind ein Dokument völlig falscher Orientierung in gewissen bürgerlichen Parteien. Ob der Zustand geändert wird, hängt sehr von der Kraft der Arbeiterschaft in den unteren Parteiinstanzen ab.

Wenn wir als christliche Arbeiter volles Verständnis haben für den Ruf nach parlamentarischer Vertretung einer jeden Schicht, so bedeutet die Begeisterung gewisser Leute, unter allen Umständen ihre Arbeitskraft dem Parlament zur Verfügung zu stellen, zwar einen erfreulichen Willen zur Arbeit, die aber auch genau so gut anderswo eingesetzt werden könnte. Man hört sogar schon Vorschläge von führender Seite dahingehend, daß jeder Parlamentarier einen größeren Prozentsatz seiner Diäten regelmäßig der Parteikasse zuführen solle, damit die parlamentarische Arbeitskraft gewisser Leute unter Beweis gestellt werden kann. Nicht zu verstehen ist jedoch das Gebaren gewisser junger Leute, „Führer“ eines katholischen Volksteils, die glauben, alte, verdiente, erfahrene Parlamentarier aus der Arbeiterbewegung einfach zum alten Eisen werfen zu sollen, nur weil ihre Ansichten sich nicht mit denen der „Alten“ decken. Auch solche — Gott Dank — Einzelfälle sind bedenklich, weniger für diese Helden selbst, als für die große und bedeutende Institution, die solche „Kräfte“ an hervorragender Stelle wirken läßt. Daß sich die christliche Arbeiterschaft eine

**Dankssagung** Für die zahlreichen aus allen Ortsverwaltungen, Vertrauensleuten unseres christlichen Metallarbeiterverbandes, der Gesamtbewegung von den Regierungen der Länder und des Reiches, den Parlamentariern, den Freunden von nah und fern mir zu meinem Geburtstag zugejandten Glückwünsche möchte ich auf diesem Wege meinen allerherzlichsten Dank aussprechen. Besonders freut mich das in allen Zuschriften der Verbandskollegen zum Ausdruck gekommene Freugesühl, das ein gutes Zeichen für den in unserem christlichen Metallarbeiterverband herrschenden Geist ist. So wie bisher, wollen wir auch in Zukunft einig und geschlossen arbeiten zum Besten der Metallarbeiterschaft, zum Wohle unseres lieben deutschen Vaterlandes.  
Franz Wieber, Verbandsvorsitzender.

Verunglimpfung ihrer Führer weder von einer katholischen noch evangelischen Seite gefallen läßt, bedarf keiner Erwähnung.

Durch die oben erwähnten radikalen Mäuren ist schon ein paarmal der Boden gelegt für Absplitterungen und Parteigruppen, die vollständig lebensunfähig sind, die die Arbeiterschaft zerteilen, den politischen Einfluß mindern und den Kräften der Reaktion aufhelfen. Ein denkender Arbeiter sollte soviel politischen Willen besitzen, daß er die Einflüsterungen solcher Gruppen zurückweist.

Der kommende Wahlkampf wird in dem Zeichen Staatsbejahung oder Staatsverneinung stehen, wobei unter Staatsbejahung der Wille zu verstehen ist, Volk und Staat durch politische Mitarbeit zu sichern, und unter Staatsverneinung

jene Ansicht, daß die Partei und der Agitationsstoff der Partei wichtiger sind als die politische Daseinsicherung eines Volkes, eine Methode, die die Sozialisten seit Jahren betreiben, mögen sie auch noch so oft das Wort „Demokratie“ in den Mund nehmen.

Der christlichen Arbeiterschaft stehen in den kommenden Wahlzeiten ohne Zweifel wichtige Tage bevor, wo unsere Mitarbeit notwendig und unerläßlich ist. Dennoch wäre es aber falsch, zu glauben, daß durch die politischen oder parteipolitischen Kräfte der Würfel zugunsten der Arbeiterschaft fallen würde, wenn nicht eine starke Gewerkschaftsbewegung die Triebkraft abgäbe. Die Gewerkschaftsarbeit darf unter keinen Umständen eine Hemmung durch die Wahlarbeit erfahren.

Wi.

## Metallarbeiterchaft und Bauerntum

Bauer in Not — unter dieser Devise berichtet seit Wochen die Presse über Riesenerntensammlungen und Massenansammlungen von Bauern. Es ist, als ob uralte Kräfte sich loslösten aus dem Mutterreich Erde, die den Bauern zwingen, zu seinen Tagungen hinzugehen. So erleben wir denn in den letzten Wochen Bauernwanderungen in einem Ausmaß, die in einem umgekehrten Verhältnis zu seinem seßhaften, standfesten Wesen stehen. Da scheint mehr im Zuge zu sein, als lediglich eine geschickte Wahlmanöver. Sie kann einige Prozent zu der Dosis Unruhe hinzufügen, die in die Bauern gefahren ist, aber sie allein hätte solche Kundgebungen nicht zuwege gebracht.

Es müssen also tieferliegende Gründe sein, die diesen konservativen, ruhigen Menschenschlag in eine so starke Erregung versetzten, und diese tieferliegenden Gründe sind es, warum wir als Metallarbeiter uns mit der gegenwärtigen Lage im Bauerntum auch befassen wollen.

Ein alter Spruch sagte: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt.“ Dieses Wort stimmte zu der Zeit, als Deutschland und die anderen Länder noch vorwiegend agrarisch waren, wie z. B. 1871, wo in den Städten 36 Prozent und auf dem Lande 64 Prozent der Einwohner lebten und sich von Landwirtschaft ernährten. Heute lautet der Satz anders: „Hat der Arbeiter Geld, hat's die ganze Welt.“ Die Industrialisierung verschob die Einwohnerverhältnisse. 1925 lebten auf dem Lande noch 37 Prozent und in der Stadt 63 Prozent. Aber auch an diesen Zahlen sieht man noch, daß die Landbevölkerung einen bedentlichen Teil des deutschen Volkskörpers darstellt.

Dieser wichtige Volksteil schafft die landwirtschaftlichen Produkte, von denen wir leben; er ist also Verkäufer. Aber er ist auch ein sehr bedeutender Käufer, vor allem von Eisen- und Metallprodukten; er ist einer der größten Binnenmarktkäufer von Produkten, die in unserer Industrie hergestellt werden. Wenn ein solcher Käufer ausfällt, weil er nicht über genügende Kapitalkraft verfügt, dann spüren wir als Metallarbeiter die Folgen am eigenen Leibe.

Uns gefühlsmäßig abgestimmten Motiven wäre wahrscheinlich die Arbeiterschaft wenig oder nicht gut auf das Bauerntum zu sprechen. Die Arbeiterschaft kann nur schwer die Behandlung der Stadtbevölkerung durch die Bauern in der Kriegs- und vor allem in der Inflationszeit vergessen. Aber es kommt heute weniger auf die gefühlsmäßige Betrachtung der Sachlage an, als auf die vernunftmäßige Anschauung in dieser Frage, welche Folgen aus einer Notlage der Landwirtschaft sich für die Metallarbeiterschaft ergeben.

Ist der Bauer überhaupt in Not?

Heute müssen es selbst Fernstehende zugeben, daß es im Gebälk des Bauernhauses bedenklich knistert. Zwar vermochten eine Zeitlang die in die Landwirtschaft hineingepumpten Kredite über die seit der Inflation gestiegene schlechte Lage hinwegzutäuschen. Aber einmal zeigt es sich, ob die Grundlage gesund und solide ist oder ob das wirtschaftliche Fundament zu Bedenken Anlaß gibt.

Während auf der einen Seite die Lebenshaltungskosten gegenüber der Vorkriegszeit auch für den Bauern wesentlich gestiegen sind (der Lebenshaltungsindeks steht jetzt 150,8 gegenüber dem Indez 100 von 1913), und die Preise für landwirtschaftliche

Maschinen sowie für Handwerksarbeit, die der Bauer in großem Umfange braucht, bei manchen Dingen das Doppelte der Vorkriegsätze betragen, erhält er für seine Produkte teilweise weniger als in der Vorkriegszeit, schreibt Lübke in der „Deutschen Arbeit“ mit Recht, und teilweise Preise, die nur wenig über den Vorkriegspreisen liegen. So kostet das Pfund Schweinefleisch auf dem Lande beim Verkauf an den Händler in Ostpreußen 35 Pfg., in den westlichen Bezirken 45 bis 50 Pfg. Milch ist teilweise nicht einmal abzusetzen. Molkereien stehen nicht in ausreichendem Umfange zur Verfügung, teils sind sie so rückständig eingerichtet, daß eine zweckmäßige Verwendung der Milch nicht möglich ist. Erbitternd wirkt dabei besonders auf den Bauern, daß er bei Besuchen in der Stadt in den Schaufenstern die Preise seiner Erzeugnisse plötzlich vervielfacht sieht, und diese enormen Preise immer noch ihm zugeschrieben werden. Das Pfund Rindfleisch, für das der Landwirt vom Händler 40 bis 45 Pfg. pro Pfund erhält, kostet in Berlin pro Pfund 1,30 bis 2,40 M., das Kalbfleisch beim Bauern 65 Pfg., in der Stadt 1,40 bis 3,20 M., das Schweinefleisch beim Bauern, abgesehen von Ostpreußen, 40 bis 50 Pfg., in der Stadt 1,10 bis 2,40 M. Geräucherter Landschinken wird z. B. angeboten mit 4 bis 5 M. das Pfund. Der Bauer erhält für seine Milch nur 12 Pfg. pro Liter (die Milchlieferanten um Berlin erhalten 18 Pfg.), während die Milch in der Stadt mit 25 bis 30 Pfg. verkauft wird.

Die Agrarstoffe haben sich laut Großhandelsindex von Januar 1927 bis Dezember 1927 von 140,3 auf 135,6 ermäßigt, wobei interessant ist, daß sich die Indeziffer für Vieh von 123 auf 100 gesenkt hat. Demgegenüber haben die industriellen Fertigwaren, auf die der Bauer hauptsächlich angewiesen ist, eine Steigerung im gleichen Zeitraum von 141,6 auf 155,6 gemacht.

Um ein Bild über die jetzige Lage der Landwirtschaft zu erhalten, hat der Enqueteauschuß einen Vorbericht über die Verschuldung der deutschen Landwirtschaft herausgegeben, der über die Verschuldung auf Grund von eingehenden Studien folgende Statistik aufzustellen in der Lage war (in Prozent der untersuchten Betriebe):

	gering von 0—30	mäßig 30—60	hoch 60—100	überschuldet über 100%
<b>Westen Deutschlands:</b>				
Mittelddeutschland	49	35	12	4
Nordwestdeutschland	51	34	13	2
Westdeutschland	64	22	14	0
Südwestdeutschland	58	31	7	4
Süddeutschland	46	30	16	8
<b>Osten Deutschlands:</b>				
Schlesien	36	31	25	8
Pommern u. Brandenbg.	31	32	19	18
Ostpreußen	11	20	27	42

Der Ausschuß ging aus von einem Einheitswert, das ist der für die Steuerberechnung zugrundegelegte Wert, den vor Jahresfrist die Bauern selbst angegeben haben. Der steuerliche Einheitswert umfaßt nicht den Wert des Inventars und der Gebäude, sondern nur den Wert des Bodens. Nun ist Tatsache, daß die Inventar- und Gebäudekapitalausstattung beim Klein- und Mittelbesitz pro Hektar etwa doppelt so groß ist als beim Großgrundbesitz. Daher hat die Verschuldung des Klein- und Mittelbesitzes nicht die Bedeutung wie die Verschuldung des Großgrundbesitzes,

weil eben bei den kleineren und mittleren Betrieben hinter der Schuld ein größerer Wert steckt als bei den größeren Betrieben. Ein Bauerngut, das über 100 Prozent des Einheitswertes verschuldet ist, braucht noch lange nicht überschuldet zu sein, da aus den eben erwähnten Gründen der Verkehrswert weit über dem Einheitswert liegt. Für den ostelbischen Großgrundbesitz bedeutet aber eine ebensolche Verschuldung Uberschuldung, da bei ihm in der Regel der steuerliche Einheitswert dem Verkehrswert entspricht oder sogar unter ihm liegt.

Es zeigt sich bei der Statistik klar, daß die Großbetriebe im allgemeinen Verlustbetriebe sind, während der kleine Landwirt sich noch halten kann, wenn er seine eigene Arbeitskraft und die seiner Familie rückhaltslos ausnützt.

Ohne Zweifel ist die Sachlage ernst. Die hauptsächlichste Ursache der ungünstigen Lage ist die schlechte Verwertungsmöglichkeit für Vieh und tierische Produkte und die Ueberlastung durch hohe Zinsen, während die Klagen über die hohen Steuern nicht gerechtfertigt erscheinen. Der Reichsfinanzminister hat offiziell mitgeteilt, daß die Landwirtschaft zu einem Gesamtaufkommen an Einkommensteuer von rund 2250 Millionen Mark 1925/26 nur 79 Millionen und 1926/27 87 Millionen Mark beigetragen haben. Zwar muß dazu bemerkt werden, daß diese Steuern hauptsächlich nur von Klein- und Mittelbauern getragen werden.

Diese Landwirtschaft nun ist einer der Großkäufer metallindustrieller Produkte. Pflüge, Mähmaschinen, Milchenträumungsmaschinen, Dreschmaschinen, Sämaschinen, Sensen usw. verlangt die Landwirtschaft dauernd und in steigendem Maße. Sie hat ohne Zweifel bedeutsame Anstrengungen unternommen, durch Maschinenkäufe eine gewisse Rationalisierung ihrer Betriebe durchzuführen, wenngleich sie durch die eigenartige Arbeitsverfassung nicht solche Fortschritte machen kann wie im Fabrikbetrieb. Trotzdem war in der Zeit von 1907 bis 1925 eine Zunahme der elektrischen Kraftquellen auf rund 3,5 Millionen PS festzustellen. Von fachmännischer Seite ist der vorausichtliche Bedarf der Landwirtschaft für die nächsten zehn Jahre auf 300 000—500 000 Düngerstreuer und 350 000 Traktoren geschätzt worden. Nicht viel geringer soll die Zahl der Drill- und Hackmaschinen sein. Der jährliche Konsum der Landwirtschaft an Eisenwaren ist mit 2 Milliarden Mark eher zu niedrig als zu hoch eingeschätzt.

Diese Zahlen zeigen aber auch die enge Verbindung der Landwirtschaft zu unserer Industrie und demzufolge auch zur Metallarbeiterschaft. Es kann uns als Produzentengruppe also nicht gleichgültig sein, ob ein solcher Kunde für unsere Eisen- und Metallprodukte kaufkräftig bleibt oder nicht. Die Folgen seiner Konsumminderung würden sich auch in der Lohntüte und auf der Arbeitsstätte des Metallarbeiters bemerkbar machen.

Die Lage der Landwirtschaft hat sich nicht ohne eigene Schuld des Bauerntums verschlechtert. Im Sturm der Inflation, als es dem Bauern durchweg gut ging, hat er das Geld im allgemeinen nicht dazu angelegt, eine Umstellung aus überalterten Formen der Betriebsführung und Absatzregelung auf die Bedürfnisse der Gegenwart vorzunehmen, sondern man legte sich in weitaus stärkerem Maße „Sachwerte“ in Luxusgegenständen an, legte mehr an

Konsumwerten an, als die Produktionskraft auf die Dauer tragen konnte, an Wohnung, Kleidung, Ausstattung, ohne sich um die Zukunft vielfach die notwendigen Gedanken zu machen. Eine Absatzverbindung zur möglichsten Ausschaltung des Zwischenhandels, z. B. mit den Konsumvereinen, hat der Landwirt nur an wenigen Orten angestrebt. Er hat eine gute Portion Schuld an seiner jetzigen Lage.

Jetzt suchen eine Menge parteipolitischer Agitatoren die materielle und seelische Not des Bauerntums für ihre Zwecke mit sehr bedenklichen und verwerflichen Mitteln auszunutzen. In Augsburg wünschte eine Bauernversammlung, den Wirtschaftsminister Curtius „abzudrosseln“, im Norden wollte man alle Finanzbeamten nach „Kanada verschicken“ und wie dergleichen Merkwürdigkeiten lauten. Man bemüht sich, die Lage der Bauern darzustellen wie vor dem großen Bauernkrieg von 1525, man spielt mit dem Gedanken der Gewalt, ohne zu bedenken, daß das Jahr 1526 nach dem verlorenen Bauernkrieg hundertprozentig schlechter für die Bauern war. Alles läuft im Kern hinaus auf eine verfassungs-

feindliche Propaganda, auf einen Kampf gegen den Staat, dessen Hilfe man im gleichen Atemzuge fordert. Nie aber war es notwendiger, eine sachliche Auseinandersetzung an die Stelle verfassungsfeindlicher Agitation treten zu lassen. Mit einer solchen Verhezung kann man wohl verzweifelte Bauern zum Aufruhr treiben, aber Zusammenstöße mit der Polizei lösen ebensowenig die Verschuldungsfrage der Landwirtschaft, wie eingeschlagene Fenster der Finanzämter das Steuerproblem.

Wir wären gespannt, die Artikel in der bürgerlichen Presse zu lesen und das Geschrei der Öffentlichkeit zu hören, wenn die Arbeiterschaft ähnliche „Forderungen“ aufgestellt oder auch mal einige Finanzämter gestürmt hätte. Wir haben nicht den heroischen Mut des Glaubens, daß eine Arbeiterschaft ähnlich milde Gerichtsurteile gefunden haben würde.

Die christliche Arbeiterschaft verfolgt die Schritte der Regierung zur Sanierung der gegenwärtigen schwierigen landwirtschaftlichen Verhältnisse mit größtem Interesse und arbeitet durch ihre Vertreter in den Parlamenten eifrig an einer Lösung der Krise mit. Aber sie muß dann auch wünschen, daß sich die Landwirtschaft nicht zu unüberlegten Schritten hinreißen läßt, die sie selbst und das deutsche Volk in einen Strudel von Gegensätzlichkeiten hineinreißen würden. Wbr.



Gluytermann von Langeweyde Bauernkrieg 1525

## Werkzeugproduktion und Außenhandelsbilanz

Deutschlands Ausfuhr an Werkzeugen, landwirtschaftlichen Geräten und sonstigen Eisenwaren hat 1927 den Vorkriegsstand sowohl mengen- wie wertmäßig übertroffen. Diese Erfolge der betreffenden Industriezweige sind um so höher zu veranschlagen, weil Deutschland während des Krieges und in der Nachkriegszeit fast vollständig von den Konkurrenzstaaten in

Uebersee verdrängt worden war. Es gereicht der deutschen Werkzeug- und Eisenwaren-Industrie ferner zur Ehre, daß im verflossenen Jahr auch an denjenigen europäischen Marktgebieten wieder Fuß gefaßt werden konnte, wo seit der Beendigung des Krieges zollpolitische Hemmnisse das Geschäft erschwerten. So konnte der Handel mit Frankreich und Belgien besser aus-

gebaut werden, wenn auch hier noch manches zu tun übrig bleibt.

Im Jahre 1913 exportierte Deutschland Waren der deutschen Spezialaußenhandels-Statistik, „sonstige Eisenwaren“, die vor 1927 auch Werkzeuge und landwirtschaftliche Geräte umschlossen, 8 560 640 Doppelzentner im Werte von 546 255 000 M.; 1925 war bereits wieder eine Ausfuhr von 7 534 544 Doppelzentner im Werte von 646 666 000 M. erreicht, 1926 eine solche von 7 851 997 Doppelzentner, Wert 636 102 000 M.; jedoch blieb es dem Jahre 1927 vorbehalten, erstmalig das letzte Vorkriegsjahr auch gewichtsmäßig zu übertrumpfen. An Werkzeugen und landwirtschaftlichen Geräten führte Deutschland 1927 691 187 Doppelzentner im Werte von 105 037 000 M. aus, an sonstigen Eisenwaren 8 368 101 Doppelzentner, im Werte von 609 747 000 M. oder insgesamt 9 059 288 Doppelzentner, Wert 714 784 000 M.

Schon im Jahre 1926 war im Vergleich zu 1913 eine starke Wandlung der deutschen Ausfuhr an Werkzeugen, landwirtschaftlichen Geräten und sonstigen Eisenwaren festzustellen, wenn auch die wichtigsten Kunden des Jahres 1913, im Jahre 1926 die gleichen geblieben sind.

Bezüglich Belgiens muß hinsichtlich 1926 berücksichtigt werden, daß für dieses Jahr die belgisch-luxemburgische Zollunion bereits in Geltung war.

Länder	1913		1926	
	Dz.	1000 Gmf.	Dz.	1000 Gmf.
Holland . . . . .	714 937	36 226	1 064 816	66 975
England . . . . .	741 514	41 059	570 704	51 402
Argentinien . . . . .	412 322	23 516	428 002	30 452
Britisch-Indien . . . . .	307 413	13 921	494 807	34 060
Schweiz . . . . .	334 379	24 037	192 671	21 800
Italien . . . . .	470 769	35 042	251 416	27 035
Rußland . . . . .	605 341	54 195	300 674	28 812
Holländisch-Indien . . . . .	315 316	13 720	322 039	20 448
Brasilien . . . . .	458 225	25 096	368 787	22 350
U. S. A. . . . .	120 086	11 934	235 709	21 439
Frankreich . . . . .	350 921	30 796	29 312	6 398
Belgien . . . . .	469 964	23 239	120 357	10 865

Schon an Hand der obigen Gesamtausfuhrzahlen konnten wir nachweisen, daß 1927 gegen 1926 eine Exporterhöhung festzustellen war. Diese erstreckte sich nach fast sämtlichen Absatzländern. Unter den wichtigsten Kunden nahm Britisch-Indien eine geringe Kleinigkeit weniger ab, ferner Italien, Rußland und Dänemark, dagegen besserte sich die Ausfuhr nach England und Jugoslawien ganz beträchtlich, sie nahm ferner nach Holland, Holl.-Indien, Argentinien, Amerika, Oesterreich, Schwe-

den und die Schweiz zu. Die folgende Aufstellung gibt Aufschluß über den Umfang des deutschen Exports nach den 22 bedeutendsten Abnehmern bzw. der Ausfuhr bis zur 15-Millionen-Goldmark-Grenze, soweit Werkzeuge, landwirtschaftliche Geräte und sonstige Eisenwaren in Betracht kommen.

Länder	1927		1926	
	Werkzeuge, landw. Geräte	sonstige Eisenwaren	Werkzeuge, landw. Geräte	sonstige Eisenwaren
	Dz.	1000 Gmf.	Dz.	1000 Gmf.
Holland . . . . .	46 644	6 396	1 024 279	66 154
Großbritannien . . . . .	37 341	8 013	701 755	53 903
Argentinien . . . . .	18 033	3 384	538 482	32 852
Britisch-Indien . . . . .	16 123	1 961	449 773	30 644
Schweiz . . . . .	12 304	3 664	230 734	23 187
Italien . . . . .	26 877	4 928	210 854	21 410
Rußland . . . . .	71 550	6 095	255 540	20 714
Holländisch-Indien . . . . .	34 723	3 805	350 574	18 871
Brasilien . . . . .	20 036	3 580	371 154	18 403
Amerika, U. S. A. . . . .	13 488	3 551	290 054	18 335
Britisch-Südafrika . . . . .	24 842	2 270	487 199	18 908
Dänemark . . . . .	15 426	2 057	275 353	17 964
Oesterreich . . . . .	10 770	2 904	129 715	16 128
Schweden . . . . .	7 487	1 408	197 497	15 878
Jugoslawien . . . . .	23 579	3 003	216 589	14 883
Belgisch-Lux. Un. . . . .	12 985	2 478	146 463	14 474
Rumänien . . . . .	26 536	3 296	161 024	13 698
Spanien . . . . .	10 851	2 346	114 689	13 192
Tschechoslowakei . . . . .	11 311	4 010	61 045	13 111
China . . . . .	10 238	1 229	155 390	11 577
Finnland . . . . .	4 712	802	158 140	10 902
Frankreich . . . . .	3 899	1 240	45 731	7 776

Hiermit ist die Reihe der Großabnehmer für deutsche Werkzeuge, landwirtschaftliche Geräte und sonstige Eisenwaren noch keineswegs erschöpft. So kaufte Norwegen Waren dieser Art 1927 für rund 8 Millionen M., Mexiko für 7,6 Millionen M., ebenfalls Chile für 7,6 Millionen M., Ägypten für 6,6 Millionen M., Columbien für ca. 7 Millionen M., der Australische Bund für 4,9 Millionen M., Griechenland für 5,6 Millionen M., Japan für 8,8 Millionen M., Brit.-Westafrika für 4,5 Millionen M., der irische Freistaat für 3,4 Millionen M., das Saargebiet für 4 Millionen M., Kanada für ca. 3 Millionen M. Nach Kanada war vor dem Kriege Deutschlands Export wesentlich größer als heute. Zu erwähnen sind weiter Lettland, Litauen-Memel und die nichtgenannten südamerikanischen Staaten.

Unsere Kollegen in der Werkzeugindustrie sehen darin auch den Erfolg ihrer Arbeit. Ist der Lohn diesen Steigerungen des Unternehmergewinns gefolgt? Wenn nicht, wo liegt der Grund? Die Veränderung des Zustandes liegt bei den Kollegen selbst. A. K.

## Technik, Wirtschaft und Arbeitskraft

Man hat das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Technik genannt. Man würde es mit mehr Wahrheit das Jahrhundert der Wirtschaft nennen. Denn seit Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Bahn dem Wirtschaftsleben freigemacht, der Staat riegelte die Lora der Wirtschaftsentfaltung auf und wir alle denken heute im Sinne der liberalistischen Wirtschaftsordnung. Wirtschaft und Technik sind innig miteinander verflochten. Aber man hat im vergangenen Jahrhundert Technik um der Wirtschaft willen gemacht und man wird erst mit mehr Recht von einem Jahrhundert der Technik sprechen dürfen, wenn man die Technik um der Menschen willen macht. Wirtschaft und Technik haben eine verschiedene Beziehung zur menschlichen Gesellschaft. Es ist im letzten Grunde ein selbstsüchtiges, wenn auch weithin berechtigtes Motiv, das das Individuum zur Wirtschaft treibt. Es ist ja auch ein unentzimbbares Gesetz der Wirtschaftsordnung, daß sie auf Gewinn sehen muß. Jedes Werk geht unter, dessen Rente lange verjagt. Die Technik aber hat ein anderes Sehnen. Technik hat den Sinn des Dienstes. Die Geräte der Technik sind erdacht, um den Menschen zu dienen, nicht in erster Linie um Gewinn zu schaffen. Ungehener ist ja der Umfang dessen, was die Technik uns bietet: Nahrung, Kleidung, die Häuser, die Städte, die Straßen über die Landschaft, die Fruchtbarkeit des Bodens, Arznei, Verkehrsmittel, ja auch unsere Bildung durch Bücher und Zeitungen. Man braucht nicht weit zurückgehen, nur hundert Jahre, um durch den Vergleich zu erkennen, wie sehr heute unser ganzes Leben von der Technik durch-

drungen ist. Da ist die Frage berechtigt, ob dieses Imprägnieren der Menschheit durch die Technik, ob dieses Verknüpftsein mit den Maschinen und ihren Erzeugnissen die Seele unverändert gelassen hat, und ob die Technik erziehende Kräfte in sich birgt, die man nutzbar machen kann für eine Entfaltung des Menschen und des Menschengeschlechts. Damit sind wir bei unserm Problem angelangt.

Man hat vielfach die Auffassung vertreten, daß die Technik den Menschen nicht gehoben, sondern ihn verelendet und in Verflachung gebracht hat. Wenn auch die ganze Literatur fast ausnahmslos diesen Standpunkt vertritt, so lassen sich doch zwei Einwände dagegen machen. Wenn man ein Gut hat und stellt fest, daß es noch nicht wirkt, so kann damit nicht der Schluß gezogen werden, das Gut bestehe nicht. Es kann auch verborgen sein. Es kann noch als ein Schatz unter der Erde schlummern. Weiter könnte man fragen: Ist diese negative Einschätzung dessen, was bisher die Technik dem Menschen gebracht hat, vielleicht nur dadurch gekommen, daß man keine Gelegenheit hatte, den Arbeiter von heute in seinem Leben, seinem Glücks- oder Unglücksgefühl zusammenzusehen mit dem Menschen vor hundert oder zweihundert Jahren, für den die Technik noch nicht die Bedeutung hatte wie für uns?

Gehen wir bei der weiteren Betrachtung aus von den Formprinzipien der Technik, so ist zuerst der Gesinnungswille da, der unserm gesamten Denken die Richtung gibt. Diese Gesinnung zu formen und als Fundament des Willens herzurichten, das ist der

erste Schritt. Der zweite Schritt ist die Entfaltung, die Schulung der Kraft. Die Gesinnung allein tut es nicht. Es muß die Kraft dazukommen, diesen Willen auch tatsächlich auszuführen. Und endlich als dritte Komponente die Schulung der Handlung selbst, das Einüben der Handlung. Ich kann als Lehrer nichts leisten, wenn ich keine Methode habe, wenn ich nicht handlungsmäßig geschult bin.

Wie sind diese drei Faktoren bei der wissenschaftlichen Betriebsführung, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, berücksichtigt worden? Zwei Männer dürfen in der Hauptsache als Träger dieser wissenschaftlichen Betriebsführung angesehen werden: Taylor und Henry Ford.

Taylor hatte als Arbeiter gesehen, daß seine Kollegen nur einen Teil dessen leisteten, was sie hätten hergeben können, daß sie aber auch andererseits gar keine Veranlassung hatten, mehr zu arbeiten. Wenn sie nämlich mehr arbeiteten, wurde der Akkord verkürzt. So sagte er sich, daß er seine Arbeiter am Erfolg ihrer Arbeit teilnehmen lassen müsse. Man hat dann das Prämienystem eingeführt, um dem Arbeiter einen Anreiz zu geben zu erhöhter Tätigkeit, hat aber sich damit nicht begnügt, sondern gleichzeitig dafür gesorgt, daß der Arbeiter geschult wurde, damit er die Maschinen zweckmäßig handhaben konnte. Sehr umfangreiche Zeitstudien wurden veranstaltet. Man hat genau ausgerechnet, wie man nach der Anlage des Arbeiters das meiste aus ihm herausholen könne, so daß er keine Bewegung unnötig zu verrichten hatte.

Taylor war ausgegangen von der liberalistischen Wirtschaftsform. Sein Ziel war, die Rentabilität der Fabrik sicherzustellen, indem er mit Zustimmung des Arbeiters das Möglichste aus diesem herausholte. Die Folge war eine ungeheure Demokratisierung der Betriebe. Die amerikanischen Betriebe waren im Anfang noch brutaler vielleicht als die deutschen, aber am Ende dieses Erziehungswerkes waren sie aus der Sachlichkeit der Technik heraus demokratisiert. Aber man reißt die Arbeiter nicht ein in die Kategorie der freien Wirtschaftspersönlichkeiten, sondern in die Kategorie der Produktionsfaktoren, wie Kohle, Eisen und Dampfkraft usw. Wie man weiß, daß man ein Stück edlen Stahls nur dann zur vollen Entfaltung seiner Eigenschaft bringt, wenn man es richtig einsetzt, so weiß man nun auch, daß der Mensch seine Eigenarten hat, denen man Rechnung tragen muß. So kam man schließlich auch dem inneren Menschen durch dieses Erziehungswerk ganz von selbst nahe.

Während Taylor am knappsten vielleicht als derjenige bezeichnet werden kann, der aus dem Arbeiter einen Artisten macht, hat Henry Ford den einheitlichen Rhythmus in die Fabriken getragen, so daß also vom Anfang bis zum Ende ein innerbittlicher Gleichschritt der Gleichheit das Werk durchzieht. Man muß dem zwingenden Rhythmus jeder sich fügen, wenn er nicht schon gleich durch die Arbeitskollegen, deren Einkommen er mit schädigt, zurückgewiesen werden will.

Soviel kann man aus diesen Beispielen schon erkennen, daß die Schulung der Handlung weit fortgeschritten ist. Daß diese Handlungsschulung die Menschen schleift, ist unerkennbar. Aber es handelt sich für uns um viel mehr. Es handelt sich für uns um die Erziehung zur Gesinnung und zum Vernunftwillen aus menschlicher Verbundenheit und aus religiöser Verbundenheit.

Daß bei der Erziehung in der Schule die persönliche Autorität eine Bedeutung hat, das kann man einem Schüler unter Umständen ausreden. Aber der Schüler, der technische Geräte macht, kann nie daran zweifeln, daß er sie nur machen kann, indem er sich unterwirft den Gesetzen, die ihm entgegenstehen, den Kräften der Natur und dem Ziel seines Werkes. Wenn er sich diesen widersetzt, dann geht das Werk nicht. Wenn ein Schüler seine Grammatik nicht lernt, spürt er das nicht so deutlich, aber wenn er sich den Gesetzen der Natur bei seinen technischen Geräten nicht fügt, dann ist es ein absolutes Nein und nicht ein von Menschen gesprochenes, das sich ihm entgegenstellt.

Und damit lernt er demütige Dienstbarkeit, aber zugleich die Gewißheit eines Sieges, des Sieges durch Dienstbarkeit. Lassen Sie mich ein Beispiel dafür geben, wie unsere Auffassung sein soll. Wenn ein Arbeiter zu mir kommt aus einer chemischen Fabrik und mir die Trostlosigkeit seines Daseins klagt, wenn er darauf hinweist, daß alles, was er tut, seinem Klassenfeind zugute kommt, dann sage ich ihm über den Gesinnungswert der Arbeit etwa das folgende:

Nehmen wir einmal an, er sei aus den chemischen Werken von Höchst, wo die fieberstillenden Mittel, die Mittel der Schmerzbetäubung, hergestellt werden, dann muß man ihm vor Augen halten, daß mit Hilfe der anästhetischen Mittel, die er herstellt, vielleicht im Laufe eines Jahres hunderttausenden seiner Brüder, die er zwar nicht kennt, die aber einen Leib und eine Seele haben wie er, Trost und Hilfe gebracht werden kann! Welche

Unsumme von Qual mußten die Menschen erdulden, als es diese Mittel nicht gab, z. B. wenn ein Schädel geöffnet oder ein Bein amputiert wurde! Fünf oder sechs andere Personen mußten den Bedauernswerten festhalten, der vor Schmerzen manchmal tatsächlich irrsinnig geworden ist. Freilich, du Arbeiter, du hast ein Leben voll schwerer Arbeit und stehst manchmal in traurigen Räumen und du sollst für Besserung sorgen. Aber jedes Fläschchen, das deine Fabrik verläßt, erspart ein ungeheures Leid. Wenn da ein Leidender in der Klinik liegt und es wird ihm eine Einspritzung gemacht, dann stehst du mit deinem segensreichen Wirken auch an diesem Krankenlager neben dem Oberarzt. Niemand sieht dich, aber für Gott bist du doch sichtbar. Und so hilfst du tausenden leidenden Menschen! Ist diese Hilfe nicht ebenso gut als die des Akademikers oder des Arztes?

Du hast ein kärgliches Dasein, gewiß! Aber spürst du nicht, wie in deiner Fabrik, in deiner Werkstatt deine Seele im Lebensstrom der Menschheit bleibt? Denke daran, wenn du deiner Arbeit nachgehst!

Was von dem Chemiker gilt, das gilt in anderem Sinne von der Arbeit in der Metallindustrie, vom Kohlenarbeiter und von jedem anderen! Das aber ist die Häresie der Wirtschaft, daß wir immer und immer bei jedem Gegenstand nur daran denken, was wir für ihn bezahlen, statt auch daran zu denken, wie er von unsern Brüdern geschaffen wurde. Wenn wir aber uns vergegenwärtigen, welchen Zweck die Dinge verfolgen, die um uns sind, welche Arbeit, welche Hingabe in ihnen steckt, dann geht uns die Erkenntnis auf von dem Weltsum der Technik, dann erkennen wir den Sinn der Technik darin, daß sie das große Hilfswerk ist, an dem die Menschen an der Welt mitarbeiten, die noch nicht fertig ist. Und wir erkennen den Sinn der Technik darin, daß es immer



„Der Frühling naht mit Brausen“

gilt, die Idee in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Vorstellung von den technischen Geräten ist da, ehe die Dinge geschaffen werden. Das Werk des Erfinders besteht darin, die bloße Vorstellung herüberzuholen ins Reich der Wirklichkeit, in die Sichtbarkeit der Welt. Als Gott den Menschen die Welt schenkte, gab er ihnen den Auftrag, die Kräfte der Natur zu überwinden und sich unterzuordnen. In diesem Zusammenhang gesehen bekommt die Technik die große Weihe einer Bezogenheit zum Göttlichen, zum Religiösen. So ist Technik die Weiterentfaltung der Welt, nicht nach Willkür, sondern nach dem Plan Gottes durch die Köpfe der Erfinder, die Hände der Ingenieure und der Arbeiter.

Heroisch und optimistisch möchte ich diesen Weltanschauungsbeitrag der Technik nennen; heroisch, weil der Arbeiter, der Ingenieur mit seiner ganzen Kraft und seiner ganzen Persönlichkeit immer wieder für sein Werk sich einsetzen muß, und optimistisch, weil man in der Technik den Erfolg sehen kann, weil man feststellen darf, daß das, was wir geschaffen, wirklich geht und seinen Zweck erfüllt.

In diesem Sinne glaube ich, daß wir am Beginn des tech-

nischen Jahrhunderts, der weitgehenden Anteilnahme am technischen Werk stehen; in diesem Sinne glaube ich auch, daß aus dem Dienstgeist der Technik, der ganz etwas anderes ist als der Verdienstgeist der Wirtschaft, daß aus dieser Verbundenheit mit einer höheren Ordnung eine wahrhaftige Umformung des Menschengeschlechts, eine schließliche Emporführung des Menschengeschlechts gewonnen werden könnte. Ich schätze den erzieherischen Wert der Technik als überaus groß und ich glaube, daß es im Plane der Vorsehung Gottes liegt, daß wir, nachdem wir durch die Schule der Wirtschaft gegangen sind, dank der Schule der Technik viele Probleme lösen können, die wir in der Vergangenheit nicht lösen konnten. Die Wirtschaft kann zwar schwere soziale Probleme bringen, kann sie aber niemals endgültig lösen. Die Technik aber muß aus den Menschen eine Dienstgemeinschaft machen, in der jeder dem andern dient, jeder mit dem andern verflochten ist und nun seine eigene Wohlfahrt nicht gegen den andern, sondern rückstrahlend aus der Wohlfahrt erwartet, die er dienstbar für andere bereitet hat.

Professor Dr. Dessauer



## Der Herr Meister!

Ein ganz besonderer „Musterknabe“ des Gelsenkirchener Handwerks und besonders der Klempner- und Installateurinnung scheint der Klempnermeister H. W., Gelsenkirchen, Birkenweg 2, zu sein. Tarifliche Abmachungen und gesetzliche Bestimmungen werden nicht selten ignoriert oder er tut so als wüßte er von nichts. Selbst-eigen abgeschlossene Lehrverträge weiß er inhaltlich nicht zu deuten, oder er deutet dieselben in seinem Vorteilsinne. So auch betreffs unseres Verbandskollegen H. Mündlichen Belehrungen war W. nicht zugänglich und so wurde derselbe vor das Arbeitsgericht Gelsenkirchen zitiert. Mit einem großen Wortschwall auf Treu und Glauben, auf Gerechtigkeit und Christlichkeit, auf Können und Müssen führte sich W. beim Gericht ein. Demnach gibt es keinen netteren Menschen und keinen sozialdenkenderen Meister im Handwerk als Westhoven. Doch am Gericht sind derartige Beteuerungen nichts neues, denn nur unter dem Druck der Sachlage bequemt sich W. zu folgendem Vergleich:

„Beklagter zahlt an den Kläger 75 M (fünfundsiebzig Mark). Auf den Mehranspruch wird verzichtet. Damit sind sämtliche gegenseitigen Ansprüche erledigt. Der Beklagte ändert das Zeugnis dahin, daß der Kläger bis zum 31. August 1927 als Lehrling bei ihm tätig war, daß er am 11. Oktober 1927 die Gesellenprüfung bestanden hat und daß er am 17. Oktober ausgeschieden ist.“

Dieser Vergleich kam am 15. Dezember 1927 zustande. Aber erst am 3. März d. J. wurde dieses an Gerichtsstelle gegebene Versprechen, und zwar durch weitere Druckmittel eingelöst. W. hat nämlich die 75 M trotz Mahnung nicht eher bezahlt, bis der Gerichtsvollzieher in sein Haus kam. So kam der Verbandskollege H. endlich zu seinem Gelde. Das Ganze wirkt ein eigenartiges Schlaglicht auf W., besonders angesichts der Beteuerungen und Charaktereigenschaften mit denen er herumprahlte. Hunderte von Gehilfen im Kleingewerbe kommen zu Schaden, denn es sieht allenthalben mit der Einhaltung von tariflichen Abmachungen und gesetzlichen Verpflichtungen böse aus. Aber wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Nur eine organisierte Gehilfenschaft hat die Gewähr, vor Unrecht und Schaden geschützt zu sein.

## Wie die Lohnpolitik nicht gemacht werden soll

Es ist kein Ding so dumm aber immer gut genug, um radikale Agitation damit zu treiben. Diesem Grundsatz scheint auch der sozialistische Metallarbeiterverband im Saargebiet zu huldigen. Jedes Mittel ist seinen „Führern“ gut genug um Agitationsmärschen daraus drehen zu können. Hierbei geht es weniger darum, praktische Arbeit zu leisten, das überläßt man anderen, sondern um die Kollegen von dem gesunden Wege des Fortschrittes abzubringen. Der Fortschritt besteht darin, daß nur durch zielklares Vorwärtstreben und reiflich durchdachte Maßnahmen

## Franz Wiebers erste Tätigkeit als Arbeiterführer

Von Gießereiobermeister Gustav Krebs, Sömmerda.

Es war zu Pfingsten im Jahre 1887, als die Formner Deutschlands Delegierte nach Magdeburg schickten, um zu beraten, auf welche Weise es möglich sei den Stand der Formner zu heben. Kollege Franz Wieber kam im Auftrage der Duisburger Formner, und da ich selbst an den Verhandlungen beteiligt war, so lernte ich bei dieser Gelegenheit Franz Wieber kennen. Später als mich meine Wanderung an den Rhein führte, hatte ich sogar Gelegenheit mit Franz in einer Gießerei zu arbeiten und verkehrte auch öfter in seinem Hause. Diese Ausführungen belagen wohl deutlich, daß es nur sehr wenige Menschen gibt, die Gelegenheit fanden, den Aufstieg von Franz Wieber bis zu seiner heutigen Höhe zu verfolgen.

Da ich nun einer der wenigen noch lebenden Formner bin, die mit Franz am Verhandlungstisch saßen, so will ich über die Tätigkeit von Franz Wieber eingehend berichten, da mir sein Referat welches er 1887 in Magdeburg hielt, noch gut im Gedächtnis ist.

Wohl in kaum einem anderen Beruf war die Schnapstrinkerei so verbreitet wie in den Gießereien. Man darf ruhig behaupten, daß ein sehr großer Prozentsatz der Formner in moralischer Beziehung sehr tief stand. Franz Wiebers erste Arbeit war es, den Schnapsteufel aus den Gießereien zu vertreiben und hatte sein Referat darauf eingestellt. Wer heute in den Gießereien Umschau hält, muß feststellen, daß die heutigen Formner nicht mehr die wilden Männer von damals sind, sondern einen sehr hohen moralischen Stand erreicht haben. Zu diesem wohlgelungenen Werk hat Wieber den Grundstein gelegt und es wird zur Verschönerung seines Lebensabends beitragen, wenn er die früheren Formner mit den heutigen vergleicht. Es herrschte damals in den Gießereien die Unsitte, wenn ein Formner zugereist kam, dann mußte er Einstand bezahlen, d. h. die lieben Arbeitskollegen, die vielleicht niemals hinter dem Ofen der Mutter fortgekommen waren, ließen sich von den armen zugereisten Kollegen bewirten, obgleich diese in sehr vielen Fällen nicht einmal vernünftige

Schuhe an den Füßen hatten. Das Einstandstrinken wurde abgeschafft und war es bei Strafe verboten, einen zugereisten Kollegen zum Einstand bezahlen zu veranlassen. Wieber hatte es also in seinem Referat verstanden derartig überzeugend zu reden, daß sein Antrag auf Abschaffung des Einstandstrinkens, sowie überhaupt Einschränkung der Schnapstrinkerei einstimmig angenommen wurde. Das Referat Wieber hat sich für die gesamte deutsche Formnerschaft segensreich ausgewirkt und auch den Unternehmern und Meistern den Umgang mit den Formnern erleichtert.

Man muß Wieber nachsagen, daß er stets bestrebt war, einen streng christlichen Lebenswandel zu führen. Es war an einem Sonntag, da sagte ein Kollege zu Wieber, wie es denn komme, daß er als erster des Formner-Fachvereins Sonntags zur Kirche ginge, denn die Kirche sei doch etwas Ueberlebtes und ein wirklich aufgeklärter Kollege sei für die christliche Verdummung nicht zu haben. Die Antwort Wiebers darauf war:

„Wir sind da zur Pflichterfüllung gegen unsere Mitmenschen. Wenn wir nun aber unserem Herrgott, der uns erschaffen hat, untreu werden, wie sollen wir dann unseren Mitmenschen die Treue halten? Das Dasein Gottes abzuleugnen erfordert keine Klugheit, wohl aber setzt das Erkennen Gottes ein großes Teil Klugheit voraus.“

Wieber ist stets sehr stark dafür eingetreten, daß die Gießereibesitzer neben der guten Entlohnung eine gute Beleuchtung, Heizung und Ventilation zur Erhaltung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Arbeiter einführen sollten. Auch auf diesem Gebiete haben wir gute Fortschritte gemacht. Man vergleiche die Gießereien, die vor 40 Jahren bestanden mit den heutigen modernen Gießereianlagen und man wird mit Genugtuung feststellen, daß man derartige Arbeitsräume nicht kannte, wie sie heute fast überall anzutreffen sind. Wir können ruhig behaupten: Wieber hat nicht nur seinen Mitarbeitern große Dienste geleistet, sondern die deutsche Industrie ist ihm zu Dank verpflichtet, da er veredelnd und erzieherisch auf seine Mitmenschen eingewirkt hat. Aus dieser Erwägung heraus wünsche auch ich meinem früheren Arbeitskollegen und alten Freund recht viel Glück und Gottes reichen Segen und hoffe, daß er noch lange in Gesundheit und Zufriedenheit zum Segen seiner Mitmenschen weiter wirkt.

die rechtliche und materielle Besserstellung der Arbeiterschaft erreicht werden kann.

Nach diesem Leitfaden hat der Christl. Metallarbeiterverband stets gehandelt. Es ist deshalb abwegig, wenn die Führer des sozialistischen Metallarbeiterverbandes mit einer Entschliebung betr. Lohnerhöhung, die von den Funktionären der Fertigungsindustrie am 1. 3. 28 angenommen worden sei, im Saargebiet herumziehen und damit behaupten wollen, sie hätten als erste die Notlage der Saararbeiter erkannt und Besserung gefordert. Dabei spricht man die Erwartung aus, daß der Christliche Metallarbeiterverband sich dieser Entschliebung anschließen soll.

Es war eben reichlich spät genug, wenn am 1. 3. 28 der sozialistische Metallarbeiterverband die Notlage der Saararbeiter eingesehen hat. Unser Christlicher Metallarbeiterverband hat schon am 15. Januar ds. Js. in aller Öffentlichkeit eine Entschliebung über das Unzulängliche der Löhne aller Saarmetallarbeiter das Notwendige gesagt.

Darin wird ausdrücklich betont, daß die bestehenden Lohnverhältnisse der Saarmetallarbeiter einer dringenden Verbesserung bedürfen. Weiterhin heißt es, daß von der Saarmetallarbeitererschaft erwartet wird, die Maßnahmen zu treffen, um die Lohnpolitik aktiv gestalten zu können.

Wieder einmal der Beweis, daß unser Christlicher Metallarbeiterverband nicht mit Phrasen umgeht, sondern handelt, während der sozialistische Metallarbeiterverband erst nach 6 Wochen aus einem Winterschlaf erwacht. Die Saararbeiterschaft ist nicht dumm genug, auf dieses Mäuschen hereinzufallen. Sie weiß, daß nur die praktische Gewerkschaftsarbeit unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes sie vorwärts bringt. Nur ein starker Christlicher Metallarbeiterverband garantiert der gesamten Arbeiterschaft dafür, daß ein zielsicherer Aufstieg sich vollzieht. Also schaffen wir diese Grundbedingung, indem wir alle Mann für Mann uns in diesem Sinne betätigen. Um den ersten Teil unserer am 15. Januar ds. Jh. erkannten Notwendigkeit, die Lohnverbesserung, ausführen zu können, muß durch den 2. Teil die Voraussetzung geschaffen werden.

Str.

### Zum Kampf um den Achtstundentag und die Sonntagsruhe in der sächsischen Hüttenindustrie

In der sächsischen Hüttenindustrie hat ein scharfes Ringen um den Achtstundentag stattgefunden. Die Unternehmer hatten nur den Achtstundentag für die Hüttenarbeiter im engeren Sinne, die in den Martinwerken arbeiten, genehmigt. Die übrigen Arbeiter sollten neun Stunden arbeiten. Dazu sollte am Sonntag in den Martinwerken schon von abends 6 Uhr an (nicht erst wie früher von Montag früh an) produktive Schicht geleistet werden. Zu diesem Kampf haben u. a. die Pfarrer Me-Dresden, Bemann-Ruppersdorf, Post-Wechselburg, Hering-Leipzig, D. Herz-Leipzig, König-Dörnthal, Köschke-Prösen, Leonhardi-Dresden, Müller-Frauenhain, Lic. Schwen-Freiberg, Steude-Großdrebniß b. Bischofswerda mit folgender Entschliebung an die Unternehmer Stellung genommen:

„Wir unterzeichneten Pastoren, die wir den sozialen Fragen und Erscheinungen des gegenwärtigen Wirtschaftslebens unsere besondere Aufmerksamkeit widmen, bedauern, daß in der sächsischen Hüttenindustrie schon seit acht Wochen ein schwerer Kampf um die Arbeitszeit entbrannt und

ein scharfer Gegensatz zwischen zwei Bevölkerungsgruppen entstanden ist, die auf die engste Zusammenarbeit angewiesen sind. Wir maßen uns kein sachverständiges Urteil an, soweit technische und volkswirtschaftliche Fragen in Betracht kommen. Aber die Länge der Arbeitszeit unterliegt auch einer sittlichen und religiösen Beurteilung. Wir sind der Ueberzeugung, daß gegenwärtig in der Zeit fortschreitender Rationalisierung und stärkster Zeitausnutzung acht Stunden hinreichen, um die menschliche Arbeitskraft zu erschöpfen, und daß die übrige Zeit zur körperlichen und geistigen Erholung, zur Pflege des Familienlebens, zur Beforgung der häuslichen und Gartenarbeit sowie zur Bewirtschaftung etwa vorhandenen Landbesitzes und zur kulturellen Betätigung notwendig ist. Wir halten es danach für unsere Pflicht für eine mögliche Verkürzung der Arbeitszeit und namentlich für eine Beseitigung regelmäßiger Sonntagsarbeit in der Hüttenindustrie uns einzusetzen, wenn wir auch volles Verständnis dafür haben, daß die Forderungen der Arbeiter die Betriebe nicht wettbewerbsunfähig machen dürfen“.

### Arbeitgeber und Reichsverfassung

Die Vereinigungsfreiheit ist in Artikel 159 der Reichsverfassung für jedermann und alle Berufe gewährleistet. So heißt es da. Ist es auch so in der Praxis? Leider nein! Wenn es darum geht, die Freizügigkeit des Arbeiters zu beschneiden finden sie sich ob Schwarz, Blau oder Rot oder sonst orangefarbig. Offen tut man das nicht. Man sucht das noch geheim zu machen. Gelingen tuts aber nicht immer, von Zeit zu Zeit kommt es an den Tag. Hat da unser Verband in Stolberg mit einem Arbeitgeber eine Reihe grundsätzlicher Differenzen auszutragen. Es geht um Rechte der Arbeiter. Da kann gar manchmal bei der Einstellung vieler Arbeitgeber nicht „gefackelt“ werden. Es ist dann immer keine Arbeit da. Andere Firmen haben aber Arbeit. Wer aber glaubt, daß von diesen Arbeitern, die anerkannt tüchtig sind einer Arbeit bekommt, irrt sehr. Endlich kommt es an den Tag! Drei der hiesigen Firmen haben einen stillschweigenden Vertrag, so nennt man das Geheimdokument, abgeschlossen, der jeden verpflichtet, keinen Arbeiter aufzunehmen, der nicht einen Ueberweisungsschein mitbringt. O, diesen Ueberweisungsschein bekommt keiner, weil keiner die tüchtigen Arbeiter los werden will. Mit diesem Geheimdokument sucht man aber die Leute zu zwicken. Gehorchen sie nicht — na, ich habe sie ja in den Fingern, gehen sie laufen, müssen sie irgendwo nach auswärts gehen, und das hat seine Mucken heute. So wird also die Freizügigkeit, auf die sich jeder Unternehmer, ja selbst der noch keiner ist, viel zugute tut, beschritten. Aber dem Arbeiter das selbe zu geben, ja, Bauer, das ist etwas anders. H.

**Aufruf!** Die Kollegen des Christl. Metallarbeiterverbandes, die Auskunft geben können über den Aufenthalt meines Bruders **Theodor Baron**, geboren am 7. November 1868 in Lenthof bei Waldshut, längere Zeit Mitglied des Christl. Metallarbeiterverbandes, zuletzt gearbeitet in Murl a. Rhein bei Säckingen, mögen dieses baldigst bei Friedrich Baron in Bremen, Nachtigallenstraße 29 oder beim Ortskartell der Christlichen Gewerkschaften Bremen, Reuterstraße 62, anzuzeigen.

## Der Kampf ums Gold Die Fahrt um die Erde

### VII.

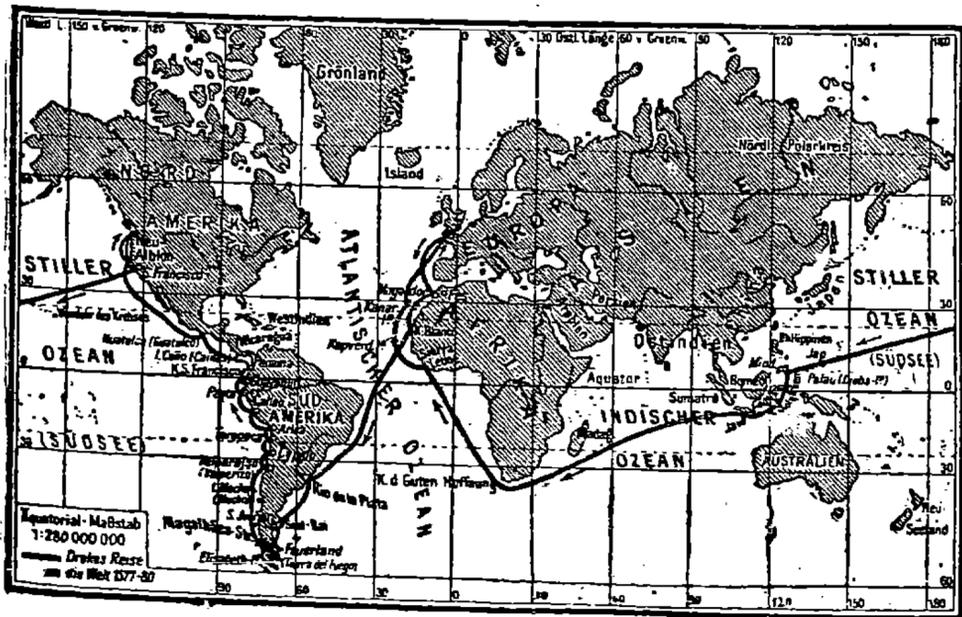
Nach genügender Ergänzung unserer Nahrungsmittel, gingen wir am 3. Juni wieder in See. Wir fuhrten immer der Küste entlang, bis wir am 12. in eine kleine Bucht kamen, wo wir für zwei Tage vor Anker gingen. Während dieser Zeit entluden wir unser Fischerbot und tafelten es ab. Unser Kurs war weiter südwärts gerichtet, bis wir am 17. Juni in einer kleinen Bucht Anker warfen. Nur noch ein Grad fehlte bis zur Mündung der heißersehnten Straße im Süden.

Unser General beschloß aber, von hier aus nochmals nach Norden zu segeln, um, wenn nur irgend möglich, das Schiff unserer Flotte zu finden, das beim letzten Sturm versprengt worden war. Aus diesem Grunde gingen wir am nächsten Tage wieder in See. Am 19. Juni

nachts sichteten wir unser Schiff. Da dieses leer und die Mannschaften von den Strapazen sehr geschwächt waren, beschloß unser General, in dem Hafen von San Julian vor Anker zu gehen, wo wir am nächsten Tag einliefen. An der Südseite dieses Hafens ragten Felsen wie Türme empor und in seinem Innern barg er viele Inselchen.

Am 22. Juni ruderte Drake mit einigen Leuten — es waren, außer seinem Bruder John Thomas, Robert Winter, der Geschützleiter Oliver John Brewer und Thomas Hood — an Land, um ausfindig zu machen, wo wir uns während unseres Hierseins mit Frischwasser und Proviant am besten versorgen könnten. Bei der Landung begegneten unserer Gesellschaft zwei Eingeborene, wie sie bereits der erste Weltumsegler Magalhães zu Gesicht bekommen und wegen ihrer großen Statur „Patagous“ genannt hatte. Die Eingeborenen zeigten sich über die Ankunft der weißen Gäste sehr erfreut und nahmen gern alles entgegen, was unser General ihnen darbot.

Es machte den Eingeborenen ein Hauptvergnügen, als Winter einen Pfeil mit unserem Bogen auf einen Schuß weiter brachte als sie mit zwei Schüssen. So verbrachten sie vergnügt die Zeit, als zwei andere, grimmig dreinschauende Riesen kamen, mit denen unsere Leute jedoch genau so freundlich umgingen wie mit den beiden ersten. Winter spannte einen Bogen von neuem, um seine Kunst auch vor den neuen Ankömmlingen zu zeigen. Diese sandten jedoch ihre jüngeren Landsleute aus Mangel, daß sie in unserer Gesellschaft gewesen waren, fort. Als Winter seinen Pfeil abschießen wollte, sprang die Bogensehne. Die Riesen glaubten nun wohl, es gäbe in der Welt keine anderen Kriegswaffen als Bogen und Pfeil, weil sie mit keinem anderen umzugehen pflegten. Als sie nun sahen, daß unser Mann eine neue Sehne aufspannen wollte, schossen sie ihn mit einem Pfeil durch die Lunge. Als unser Geschützmeister Oliver dies sah, wollte er seine Vogelflinte — es war die einzige Feuerwaffe, die unsere Leute mit an Land hatten — auf den Riesen abschießen, doch der Schwamm zündete nicht; der Riese schoß ihn daraufhin mit einem Pfeil mitten durchs Herz, daß das Geschloß wieder zum Rücken herauskam. Oliver war auf der Stelle tot. Die Eingeborenen drangen nun auf unsere übrigen Leute ein und keiner wäre entkommen, wenn nicht Gott der Herr uns beigegeben hätte. Die mit Schilden ausgerüsteten Leute ließ jetzt der General eine Front nach dem Gegner bilden, die Soldaten ohne Schilde traten dahinter. Die ersteren sollten soviel als möglich Pfeile auffangen; die Geschosse, die vorbeiging, und hinter ihnen



# Verbandsgebiet

2. Bezirk. Der Christliche Metallarbeiterverband hatte auf Sonntag, den 4. März seine Betriebsratsmitglieder aus dem rheinischen Bezirk nach Köln eingeladen. Der Bezirksleiter, Koll. Franz Schümmer, sprach ausführlich über die wirtschaftliche und gewerkschaftliche Lage im Bereiche des Rheinischen Bezirks. An das Referat schloß sich eine lebhafteste Aussprache. Der Wille der Konferenz fand in folgender Entschliessung Ausdruck:

„Die am 4. März in Köln tagende Betriebsrätekonferenz des Christlichen Metallarbeiterverbandes, die aus allen Tarifgebieten des Rheinischen Bezirks sehr stark besucht ist, nimmt Kenntnis von der augenblicklichen wirtschaftlichen Lage. Die Konferenz stellt mit Genugtuung und Befriedigung fest, daß im Jahre 1927 sich die Metallindustrie sehr günstig entwickelt hat. Die Zahlen, die in den maßgebenden statistischen Berichten veröffentlicht werden, erbringen den Beweis, daß neben der günstigen Entwicklung der Metallindustrie, dieselbe auch eine gleich günstige Entwicklung im Außenhandel zu verzeichnen hat.

Diese Entwicklung muß die Möglichkeit in sich schließen, daß auch die in der Metallindustrie beschäftigten Metallarbeiter so entlohnt werden, daß der Lohn mit der geistigen und körperlichen Aufwendung von Arbeitskraft und mit den an das Leben gestellten Anforderungen in Einklang zu bringen ist. Dieses ist zur Stunde noch nicht der Fall, ist doch aus den Tariffspitzen-Stundenlöhnen von 26 bedeutenden deutschen Städten aus Industrie, Handwerk und den städtischen Betrieben ersichtlich, daß die Tariffstundenlöhne der Handwerker, angelernten und Hilfsarbeiter in der Metallindustrie weit unter dem Durchschnitt stehen.

Von der Industrie und von den maßgebenden Schlichtungsinstanzen ist zu erwarten, daß den berechtigten Forderungen der Metallarbeiter und den tatsächlichen Tariffstundenlöhnen weit mehr Rechnung getragen wird, als das bisher der Fall war. Eine Metallindustrie, die sich nicht nur aufbaut auf Kapital und Technik, sondern auch auf das Wollen und Können tüchtiger Facharbeiter, muß in der Lage sein, die Metallarbeiter so zu entlohnen, daß Freude am Beruf, Erhaltung der Existenz und Auskommen der Familie gegeben ist.

Die Erfüllung all dieser Aufgaben, ist neben einem starken Christlichen Metallarbeiterverband abhängig von der Qualität und Tätigkeit der Betriebsratsmitglieder. Erste Vorbedingung dafür ist, daß die Metallarbeiterschaft mit großem Eifer sich an der Vorbereitung der Betriebsratswahlen, die im Monat März stattfindet beteiligt. Gute und pflichtbewusste Betriebsratsmitglieder bieten die beste Gewähr für die Verwirklichung der wahren Wirtschaftsdemokratie.

An die Metallarbeiter selbst ergeht die Aufforderung, durch einen starken Christlichen Metallarbeiterverband sich das Mittel zu verschaffen, welches in der Lage ist, die berechtigten Forderungen Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Betriebsratsmitglieder versprechen in diesem Sinne tätig zu sein und überhaupt ihre ganze Person für die Interessen der Metallarbeiterschaft und für das Ansehen und die Stärkung des Christlichen Metallarbeiterverbandes einzusetzen.“

## Wilhelm Römer †

Die Ortsverwaltung Köln unseres Verbandes, hat einen schweren Schlag erlitten. Im blühenden Alter von 46 Jahren, ist am 25. März der Kollege Wilhelm Römer von Gott in ein besseres Jenseits abgerufen worden. Eine schwere lange Krankheitszeit setzte seinem Leben ein frühes Ende.

Am 25. März 1903 trat er zu Schweiler bei Aachen dem Verbands bei. Sofort in vorderster Reihe der Arbeiterschaft kämpfend, kam er im Jahre 1910 nach Köln. Hier war er Vorsitzender und Kassierer der verschiedensten Zahlstellen. Seine Hauptaufgabe sah er in den letzten 10 Jahren in der Verwaltung des Kassiererpостens der Ortsgruppe Köln-Mülheim. Hier auf diesem Gebiete hat er sich für den Verband nicht zu vergessende Verdienste erworben. Die letzten Jahre seines Lebens sehen ihn auch im Vorstand der Verwaltungsstelle der Kölner Ortsverwaltung. Sein ausgleichendes Wesen hat viel dazu beigetragen, aufkommende Meinungsverschiedenheiten auszuräumen.

Auch als Facharbeiter, er war Drahtzieher, stand er seinen Mann. Als tüchtiger Drahtzieher hat er seine Kollegen mit Rat und Tat unterstützt, sowie der Branche manche Anregung gegeben.

Am Tage seiner 25jährigen Mitgliedschaft ist er verstorben. Der Christliche Metallarbeiterverband, und insbesondere die Ortsverwaltung Köln wird ihm ein ehrendes Gedächtnis halten. Er möge ruhen in Frieden!

Hamburg. Unsere diesjährige Generalversammlung war gut besucht. Der Vorsitzende, Kollege Tronniker, begrüßte besonders den Kollegen, Bezirksleiter Körsch, Kiel, wie auch die beiden ältesten Kollegen des Verbandes aus Hamburg, welche es sich nicht haben nehmen lassen, zu der Generalversammlung zu erscheinen.

Vor Eintritt in die Tagesordnung wurden unsere verstorbenen Kollegen, Bezirksleiter Dogler, Bremen, und unser Mitglied Biernaki, durch Erheben von den Plätzen geehrt. Nachdem das Protokoll der letzten Jahresversammlung vorgelesen und anerkannt wurde, erstattete Kollege Tronniker ausführlich den Jahresbericht. Er streifte eingehend die Einwirkung der sozialen und wirtschaftlichen Ereignisse des vergangenen Jahres auf das Leben der Arbeiterschaft. Er stellt Vergleiche mit dem Jahr 1926 und erwähnt, daß die seiner Zeit viel besprochene Silberbergrede gerade das Gegenteil der Erwartungen erlebte. Durch die immer weiter fortschreitende Nationalisierung werden noch mehr als früher alte Arbeiter, welche die 50 Jahre überschritten haben, schonungslos auf die Straße gesetzt. Dem Einfluß des Verbandes muß es gelingen, den Schuß der alten Arbeiter zu erreichen.

Den wirtschaftlichen Kämpfen schenkte der Vortragende weitgehendste Beachtung. Wenn auch Hamburg größtenteils damit verschont blieb, so tobte doch der Kampf in anderen Gegenden mit ungeschwächter Heftigkeit. So erlebten wir die großen Streiks und Aussperrungen in der Schuh-



niederzweien, sollten die hinter der Front stehenden Soldaten zerbrechen. So kam es, daß der Feind nach kurzer Zeit keine Pfeile mehr hatte. Nun nahm der General die Vogelflinte und schoß den Mörder in den Leib. Als unsere Leute am nächsten Tage zu dem Leichnam ihres Landsmannes kamen, fanden sie in dem einen Auge des Toten einen unserer Pfeile stecken, seine Strümpfe, Mütze und Schuhe waren geraubt.

Es besteht kein Zweifel, daß die Grausamkeit der Spanier die Eingeborenen in ihrem Sinn und in ihren Gewohnheiten grausamer und ungestümlicher gegen Fremde werden ließen, als sie es ursprünglich waren. Denn die Erzählung von dem Verlust vieler ihrer Freunde, die die Spanier umgebracht hatten, wird von Generation zu Generation überliefert und nährt den alten Groll bei einem so rachbüchigen Volk, der dann nicht leicht vergessen wird. Das Furchtbare, was sie uns angetan hatten, dämpfte jedoch ihren Haß: sie schienen in der Tat zu bereuen, denn sie ließen uns während unseres zwei Monate langen Aufenthalts weiterhin unbelästigt.

An diese scheußliche Tat reihte sich noch eine viel schlimmere an, die ihren Ausgang in unserer eigenen Mitte nahm: ihre Ausführung verhütete ein gütiges Geschick — man trachtete unserem General nach dem Leben! Der Anschlag war bereits in England vor Beginn der Reise geschmiedet worden. Der Anstifter wurde unserem General damals bereits genannt, Drake schenkte dem Gerede aber keinen Glauben, betraf es doch eine Person, die er sehr liebte; ja er schenkte ihr von da an nur

noch mehr Zuneigung, vielleicht glaubte er damit den Treulosen umzustimmen. Als der General jedoch sehen mußte, daß alles nichts fruchtete, daß die Eifersucht sich nicht legte und der Brand weiter um sich griff, ließ er den Anführer überwachen und versammelte eines Tages alle seine Kapitäne. Diesen legte er die außerordentlichen Vorzüge dieses Mannes dar, las dann aber auch Briefe von seinen Freunden aus Plymouth vor, aus denen hervorging, daß jener den Leiter der Expedition beseitigen wolle und damit viele Menschenleben aufs Spiel setzte. Nach langer Verhandlung wurde von den versammelten Edelleuten und Kapitänen das Urteil gefällt: „Er ist des Todes schuldig!“ Die Art der Vollstreckung überließen sie dem General.

Dieses Gericht wurde an Land, und zwar auf einer der Inseln abgehalten, die später im Andenken daran die „Insel der Gerechtigkeit und des Gerichtes“ genannt wurde. Der General überließ dem Verurteilten die Wahl seiner Bestrafung: ob er auf der Insel ausgehört oder auf dem Festland bleiben oder ob er nach England zurückkehren und dort den Tod vor den Lordschaften ihrer Majestät erleiden wolle. Am nächsten Tag gab der Verräter eine Antwort. Er wolle als Christ sterben und bitte sich nur noch eine Gunst aus, vor seinem Tode das heilige Sakrament mit all den anderen Kameraden zusammen einnehmen zu dürfen, um wie ein rechter Edelmann zu sterben. Das ge-



industrie, der Textilindustrie Schlesiens und der Pfalz, der gesamten keramischen Industrie, der Metallindustrie Sachsens und den Streik der Tabakarbeiter Deutschlands. Wenn bei diesen Kämpfen auch das Aergste von der Arbeiterschaft ferngehalten werden konnte, so danken wir das zum großen Teil dem Einfluß der Christlichen Gewerkschaften. Ebenso konnte auf dem Verhandlungswege durch Schiedspruch die Ausperrungsandrohung der westlichen Metallindustrie unwirksam gemacht werden. Insgesamt standen mehr als 300 000 Arbeiter im Zeichen der Ausperrungen und Streiks.

Die Ortsverwaltung tätigte im Frühjahr 1927 in Verbindung mit dem D. M. V., Verhandlungen für die Seeschiffswerften. Als Erfolge seien eine Lohnerhöhung von 2-6 Pfg. die Stunde, eine Arbeitszeitverkürzung von 2 Stunden unter Lohnausgleich ab Oktober genannt. Ein 12tägiger Streik der Elektriker brachte diesen eine Lohnerhöhung von 9 Pfg. Die Tagung der Gesellschaft für soziale Reform und die Reichstagung des D. G. B. wurden in Hamburg abgehalten. Hierdurch kamen die führenden Kollegen der meisten Verbände mit den Hamburger Ortsgruppen in Berührung. Die Hamburger Ortsgruppe veränderte ihre Mitgliederzahl durch Neuaufnahmen, Austritte, Zureisende und 1 Sterbefall, und konnte somit Ende des Jahres 50 Prozent Zuwachs verzeichnen. Durch das neue Arbeitsgerichtsgesetz erforderlich gewordene Arbeitsrichter, sind auf Vorschlag der Verbände unsere Kollegen Kwiatkowski und Kretschmann. Der dieses Jahr besonders starke schriftliche Verkehr der Ortsgruppe, brachte als Eingänge 218 Briefe und 167 Karten. Wesentlich stärker war der Ausgang mit 523 Schriftsachen. In den letzteren ist die Zahl der Versammlungseinladungen nicht mitenthalten. In 10 Mitgliederversammlungen und 5 Vorstandssitzungen wurden unsere Aufgaben und Ziele beraten. Vorträge hielten die Kollegen Dogler, Koersch, Tronniker, Fenski, Zimmermann und Scholz. Besonders dankte der Redner für die gute Kassenerführung. Nach dem erstatteten Kassenbericht überreichte der 1. Vorsitzende einigen Vertrauensleuten für ihre treue Mitarbeit je eine Einbanddecke für das Verbandsorgan. Besonders ausgezeichnet wurde der Kollege Kwiatkowski, welcher bereits die Ehrennadel über 25 Jahre Mitgliedschaft trägt, durch Ueberreichung einer Tabakpfeife nebst Tabak. Zum Ansporn erhielt unser jugendlicher Kollege Trenntmann ein Buch für seine Arbeit.

Dann vollzog sich unter der Leitung des Kollegen Koersch die Vorstandswahl. In den Vorstand wurden gewählt die Kollegen: J. Tronniker, O. Scholz, W. Kwiatkowski, E. Lange, J. Weidinger. Als Beisitzer: Zimmermann, Kretschmann und Bothing. Revisoren: Kaps und Jęzinski. Kollege Koersch sprach dann im Anschluß noch einige Worte, wodurch er die Ausführungen des Kollegen Tronnika nachhaltig unterstrich und fordert die Kollegen, trotz aller Schwierigkeiten den Kampf wie bisher aufzunehmen und mitzuarbeiten an der weiteren Ausbildung des Christlichen Metallarbeiterverbandes.

Ein gemütliches Beisammensein hielt die Versammlungsteilnehmer mit den inzwischen erschienenen Familienangehörigen noch lange, bis zur vorgerückten Zeit im gemütlichen Beisammensein bei Tanz und Konzert zusammen.

Schalke. Eine aus dem allmonatlichen Rahmen der Mitgliederversammlungen der Ortsgruppe Gelsenkirchen-Schalke des Christlichen Metallarbeiterverbandes tagende Versammlung fand statt am Sonntag, dem 4. März im Lokale Rishöfer zu Bismarck-West. Der Vorsitzende hat-

ras gedachte zunächst der Toten anlässlich des Volkstrauertages und insbesondere des jüngst verstorbenen Zentraljugendsekretärs des Christlichen Metallarbeiterverbandes Jakob Mehr, Duisburg. Dann galt es jedoch einen Verbandesjubiläum zu ehren und zwar unseren lieben Verbandskollegen Johann Etienne, der am 27. Februar, 25 Jahre dem Christlichen Metallarbeiterverband als Mitglied angehört. In gebührender Weise feierte dieser in mancher Beziehung als ein leuchtendes Beispiel für die Verbandsmitglieder gelten kann, in seiner Treue zur Arbeiterbewegung. Trotz vorgerückten Alters nimmt der Jubilar noch regen Anteil an den Geschäften und geachtet als Mensch, Arbeits- und Verbandskollege. Unter Ueberreichung einer entsprechenden Auszeichnung nahm der Jubilar auch die Glückwünsche der Verbandszentrale und Bezirksleitung entgegen. Kollege Lowitz übermittelte mit Uebergabe eines Angebinde die Wünsche der Schalker Verbandsmitglieder, während in gleicher Art die Arbeitskollegen des Jubilars gedachten. Im weiteren Verlauf der Versammlung hörten die zahlreich Versammelten einen Vortrag über die Vorgänge in der Metallindustrie. Mit einem Hoch auf den Verband und dem Jubilar schloß die schön verlaufene Versammlung.

Saargebiet. Ueber unsere große Vertrauensmänner-Konferenz, die vor einiger Zeit stattfand, berichtet die Saarpresse folgendes: Der christliche Gewerkschaftsgedanke marschiert unter der Hütten- und Metallarbeiter-Schaft des Saargebietes. Dies zeigte mit erfreulicher Klarheit die am 3. und 4. März ds. Jrs. unter Mitwirkung des Herrn Verbandsredakteurs Wieber (Duisburg) stattgefundene Vertrauensmänner-Konferenz, an der ca. 100 führende Vertrauensleute aus dem ganzen Bezirk und den verschiedenen Werken teilnahmen. Es handelte sich nicht nur um eine Besprechung der wirtschaftlichen Ereignisse im Saargebiet, als auch um eine klare Herausstellung der weltanschaulichen Einstellung der Christlichen Gewerkschaften. Außerdem muß die Arbeiterschaft auch auf geistlichem Gebiete in der Lage sein, den Anforderungen der modernen Wirtschaft zu entsprechen, um nicht als Objekt behandelt zu werden.

Den Eröffnungsvortrag hielt Herr Bezirksleiter Pich über das Thema: „Arbeitsbildungsbestreben“. Der Vortragende stellte drei Gebiete in den Vordergrund, auf denen die Bildungsarbeit einzusetzen hat.

1. Allgemeines, darunter Schul- und Fachschule, Selbststudium, Kurse usw. 2. Berufs-, Fach- und Gewerkschaftsbildung mit ihrer vielgestaltigen Verästelung, und 3. Staatsbürgerliche Bildung.

Neben der formalen Bildung des Wissens dürfe die wahre Herzensbildung nicht zurückstehen. Das christliche Bildungsideal würde der Arbeiterschaft Gleichwertung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens erringen.

Herr Verbandsredakteur Wieber, noch in guter Erinnerung aus seinen gehaltvollen Ausführungen auf der diesjährigen Bezirkstagung, begann die Reihe der von ihm zu halten Vorträgen, mit dem Thema: „Organisationsgedanke und Gewerkschaft“.

Am 4. März gedachte bei Begrüßung der Tagung, Herr Bezirksleiter Pich der Gefallenen des Weltkrieges. Herr Wieber sprach sodann über: „Sinn, Zweck und Ziel der christlichen Gewerkschaftsbewegung.“

Ueber die bis jetzt gehaltenen Vorträge, setzte eine sehr lebhaft diskutierte Diskussion ein, die nach jeder Richtung hin, auch der geistigen Höhe der gehaltenen Vorträge entsprach und bewies, daß die Hörer den Gedankengängen der Redner gefolgt waren. Bildung, Mitarbeit, Gleichwertung,

Raum dazwischen mit Steinen und Erde aus. In die Steine gruben wir Namen und Sterbetag ein.

Es ist merkwürdig, daß an demselben Platz zur gleichen Jahreszeit zwei Edelleute exekutiert wurden, beide wegen desselben Vergehens, beide mit ausgezeichneten Eigenschaften, der eine nur 58 Jahre vor dem anderen. Auf dem Festland fanden nämlich unsere Leute einen niedergestürzten Galgen, aus einem Nichtenmast, und dabei menschliche Gliedmaßen. Sie hielten ihn für denselben Galgen, den Magalhães 1520 errichten ließ, um Juan de Cartagena, den Bischof von Burgos, hinzurichten.

Unsere portugiesische Prise „Mary“ ließ unser General nunmehr entladen, weil sie leer und untauglich geworden war. Sie wurde an Land gebracht und ausgebessert. Außer unseren Pinassen umfaßte unsere Flotte jetzt nur noch drei Schiffe, die wir besser zusammenhalten und verproviantieren konnten. Am 17. August fuhren wir hier ab und steuerten nach Südwest der Straße zu.

Am 20. August erreichten wir das Kap nahe der Einfahrt; die Spanier nennen es „Capo Virgin Maria“. Es waren hohe schroffe Klippen, an denen sich die See ungestüm brach. Der General ordnete hier im Gedenken an unsere Landherrin und seinen Freund Christopher Hatton einen Gottesdienst an und änderte den Namen seines Schiffes in „Golden Hind“ um. Darauf liefen wir in die Straße ein. Zu beiden Seiten hatten wir Land. Dann kamen wir jedoch in eine sehr enge Straße die viel Gefahren mit sich brachte und eine geschickte Führung erforderte. Als wir diesen Teil hinter uns gelassen hatten, schien es, als ob wir aus einem zwei Leguas breiten Fuß in einen großen See gekommen waren. Die folgende Nacht sichtet wir eine Insel die ohne Unterbrechung hoch empor brannte. Erst schien es, als ob in dieser Straße eine beständige Strömung von Ost nach West bestünde, doch zeigte die Beobachtung das Gegenteil. Ebbe und Flut bestanden hier wie anderorts auch, und zwar stieg und fiel das Wasser um fünf Faden.

Am 24. August, es war St. Bartholomäus-Tag, trafen wir auf drei Inseln, die in Dreiecksform zueinander lagen. Die eine von ihnen war sehr schön und groß und hatte fruchtbares Land. Da das Wetter ruhig war, fuhr unser General mit einigen Leuten nach der uns zunächst gelegenen

schah auch. Unser Priester Francis Fletcher reichete das Abendmahl, dann speiste der Verurteilte noch einmal mit uns zusammen. Unser General war dabei so herzlich zu ihm, als ob nichts vorgefallen wäre. Darauf tat der Henker seine Pflicht und enthauptete ihn.

Der Name dieses Verurteilten war Thomas Doughty. Bereits an der afrikanischen Küste war er nach Uebernahme des Kommandos über die portugiesische Prise angeklagt worden, sich Sachen für seinen eigenen Bedarf angeeignet zu haben. Die neue Tat, deren er diesmal beschuldigt war, leugnete er, bis er das heilige Sakrament empfing. Er war ein glänzender Redner und Philosoph, sprach griechisch, hebräisch und war er in der Auslegung des göttlichen Wortes wohlverfahren. Er wurde nahe dem Grab der beiden Gefallenen beigelegt. Als wir sein Grab schaufelten, fanden wir einen zerborstenen Mahlstein; die eine Hälfte setzten wir zu Füßen, die andere zu Häupten des Hingerichteten und füllten den



wurden als unerlässliche Voraussetzungen zur Lösung der sozialen Frage erkannt. Der dann folgende Vortrag Wiebers über: „Kommunismus und Kultur“, entkleidete die heutige von Moskau geistig und materiell genährte kommunistische Bewegung ihrer Phrasen und stellte sie als das hin, was sie wirklich ist, eine bewußte Schädigung der Arbeiterschaft. Die praktische Stellung des Kommunismus zur Kultur, Staat, Volk, Familie, Wirtschaft und Gewerkschaft, ist negierend und zerstörend. Dieser Vortrag war nach jeder Richtung hin geeignet, Klarheit über die kommunistischen Ziele und deren Schäden für die Arbeiterschaft, zu schaffen. In dem Schlußvortrag sprach Herr Wieber über das Thema: „Unternehmertum und Arbeiterschaft.“

Der stürmische Beifall der Konferenz, war das äußere Zeichen, daß Herr Wieber den richtigen Ton in seinen gehaltvollen und glänzenden Ausführungen gefunden hatte. Die auch nach diesen Vorträgen einsetzende Aussprache stand auf voller Höhe. Allgemein war der Dank für das Dargebotene und der Wille, auch die Schlußfolgerungen für den Christlichen Metallarbeiterverband zu ziehen.

Herr Bezirksleiter Mick wies in seinen Schlußworten auf die Notwendigkeit hin, ausgerüstet mit neuen geistigen Waffen, nun die laufende Werbeaktion neu zu beleben. Der geistigen Macht des Christlichen Metallarbeiterverbandes müßte auch die Mitgliederzahlen im Saargebiet entsprechen.

Damit hatte eine Tagung ihr Ende erreicht, die gerade auf geistig-kulturellem Gebiete, für die Arbeiterschaft des Saargebietes von größter Wichtigkeit war, und verdient die Hauptleitung des Christlichen Metallarbeiterverbandes Dank für die Veranstaltung derselben.

Kirchberg. Vor einiger Zeit hielt die hiesige Ortsgruppe Kirchberg des Christlichen Metallarbeiterverbandes ihre erste Generalversammlung ab. Punkt 1/4 Uhr eröffnete der Ortsgruppen-Führer, Peter Mick, die Versammlung mit dem Gruß: „Gott segne die christliche Arbeit“. Er begrüßte sodann die Mitglieder, ganz besonders aber die auswärtigen Mitglieder. Es war dies unser neuer Gewerkschaftsführer Bongers und sein Kollege Braun von Homburg. Kollege Mick gab seiner Freude Ausdruck, daß es doch endlich einmal gelungen ist, auch einen Führer zu unserer Ortsgruppe zu bringen. Hiermit übergab er das Wort dem Führer Bongers, der uns sodann einen Vortrag hielt über Sozialversicherung und Arbeitsrecht. Es war wirklich eine Freude, wie die Mitglieder, dem Kollegen Bongers in seinem Vortrage folgten und man las auch die Freude von den Gesichtern der Mitglieder ab. Sodann schloß Kollege Bongers seinen einstündigen Vortrag. Nachdem sich nun die Kollegen mit Bongers über verschiedene Punkte ausgesprochen hatten und die Tagesordnung erledigt war, schloß der Ortsgruppenführer Mick die Versammlung mit dem Gruß: „Gott segne die christliche Arbeit“. Mick bat die Kollegen, auch noch fernerhin pünktlich und zahlreich die Versammlungen zu besuchen und die Hand, die uns gereicht wird, nicht zurückzuweisen, sondern zu ergreifen. Nach einer Stunde gemütlicher Unterhaltung gingen alle Mitglieder in guter Stimmung zu ihrer Familie zurück.

Mick.

Freiburg i. Br. Vor kurzem fand unsere diesjährige Generalversammlung statt, die einen guten Besuch aufzuweisen hatte. Nach Verlesen des Protokolls der letztjährigen Generalversammlung, gab 1. Vorsitzender den Jahresbericht.

Die monatlichen Versammlungen wurden regelmäßig abgehalten. Derselben waren durchschnittlich gut besucht. Eine außerordentliche Versammlung fand statt, gelegentlich eines Besuches des Bezirksleiters, Kollegen

## Geschulte Kräfte

finden in technischem Betrieb bevorzugte Stellung. Bewerber haben den besten Erfolg, wenn sie neben dem Beruf technische Fachkenntnisse durch die Selbstunterrichtsbrieife des Systems Karnack-Hachfeld erwerben. Wir bereiten Sie vor zum Werkmeister, Techniker, Ingenieur usw.

### Unterstützung des Selbstunterrichts

durch Teilnahme am Fernunterricht, der in gründlicher Begutachtung Ihrer schriftlichen Arbeiten besteht. Abschlußprüfungen können Sie vor einer Kommission ablegen, worüber ausführliche Prüfungsbestätigung erteilt wird.

Ferner Nachholung versäumter Schulprüfungen (Obersekundareife, Abiturientenexamen) durch die Selbstunterrichtsbrieife der Methode Rustin: Oberrealschule, Realgymnasium, Gymnasium, Deutsche Oberschule. Ebenso kaufmännische, fremdsprachliche und musikwissenschaftliche Ausbildung. **Bequeme Monatszahlungen.** Berufsberatung und Prospekt kostenlos. Lehrproben zur Ansicht. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam T 145.**

Gengler, aus Stuttgart. Die Tätigkeit des Verbandes war im verflossenen Jahre sehr rege. Die Urlaubsregelung beanspruchte bei einigen Freiburger Firmen, das Eingreifen des Verbandes, was mit Erfolg geschah. Unsere Ortsgruppe konnte im verflossenen Jahre eine zufriedenstellende Zunahme der Mitglieder verzeichnen. Die Oktober-Agitation war von gutem Erfolg begleitet. Zusammenfassend kann man sagen: Unsere Hauptaufgabe war, die Ortsgruppe innerlich zu stärken und die Heranziehung jugendlicher Mitarbeiter zu steigern. Beides ist mit Erfolg geschehen und wir werden bei der nächsten Agitation unseren Mann stellen.

Der Kasernenbericht von Kollege Simon fand volle Anerkennung. In dem bisherigen Vorstand trat eine Aenderung ein. Der 2. Vorsitzende, Kollege Schill, wird 1. Vorsitzender. Der bisherige 1. Vorsitzende wird 2. Vorsitzender. Kollege Simon war in anerkennenswerter Weise bereit, den Kassiererposten wieder zu übernehmen, ebenso Kollege Peters den Schriftführerposten.

Haan. Die einst so stolze Ortsgruppe Haan, im Verwaltungsbezirk Solingen, hat die letzten Jahre sehr viel von ihrem Ansehen verloren. Es liegt weniger an der Zahl der Mitglieder, als an der Interessenlosigkeit der Kollegen. Hoch müssen wir es unseren Vertrauensleuten anrechnen, daß die Bedienung und Einkassierung trotz allem noch sehr gut funktioniert. Bedauerlich ist die Lauheit der Kollegen allgemein an gewerkschaftlichen Veranstaltungen, wie Versammlungsbesuch, Schulung, Agitation. Es fehlt die gewerkschaftliche Zusammengehörigkeit. Betriebsräte fehlen teilweise gänzlich. Kollegen von Haan, soll das so weiter gehen? Ihr habt es in der Hand, unserer Ortsgruppe Ansehen und Schlagkraft wieder zu erringen. Wir sind es der Ortsverwaltung auch schuldig, sind doch im verflossenen Jahre über fünfzig Lohnverhandlungen, welche eine Unsumme von Arbeit erfordert, geführt worden. Lohn und Arbeitszeitverkürzung die auch manchem Haaner Kollegen zugute kommen, sind dabei erzielt worden. Auch daraus kann für uns das entstehen, was die Unternehmer an der Ruhr und in Mitteldeutschland mit großem Geschrei den Arbeitern geboten haben. Deshalb streifen wir endlich unsere Interessenlosigkeit ab, und stelle jeder seinen Mann, erleichtert wird dadurch die Arbeit der führenden Kollegen, die dann umso lieber ihre Arbeit in den Dienst des Ganzen stellen. Deshalb auf zur erfolgreichen gewerkschaftlichen Tätigkeit.

H. S.

Insel: er nannte sie Elisabethinsel, die anderen beiden Bartholomäus- und St. Georg-Insel. An diesen Inseln gab es eine Menge seltsamer Vögel, die von den Franzosen Pinguine genannt wurden. Diese Vögel konnten nicht fliegen, sie besaßen nur plumpe Schwünge, trugen keine Federn, sondern waren mit einer Art Flaum bedeckt. Kopf, Augen und Füßen sahen sie einer Ente, sonst einer Gans. Magalhaes glaubte deshalb auch Gänse vor sich zu haben. Sie brüteten und wohnten an Land, tagsüber gingen sie ans Meer hinab, um Nahrung zu suchen. Sie waren so plump, daß sie nur gehen konnten. Sie gruben sich in die Erde ein, wie es die Kaninchen tun, legten darin ihre Eier ab und brüteten sie aus. Es war nicht möglich, Vögel ihrer Größe zu finden, die stärker als sie waren. Als unsere Leute mit Keulen in die Erdlöcher der Pinguine stachen, um sie herauszubringen, hielten sie diese mit ihren Schnäbeln so fest, daß sie trotz Anspannung aller Kräfte nicht herausgezogen werden konnten. Ihre Erdhöhlen waren innen groß und weit. Einige dieser Vögel trugen auf ihrem Kopf einen kleinen Federtuff aufrecht wie ein Pfau, um ihre Augen haben sie rote Ringe. Das Fett, das man aus ihren Körpern erhält, gleicht dem Fett der Seehunde.

Auf der Insel St. Georg fanden wir den Leichnam eines Mannes, der schon sehr lange hier liegen mußte, denn seine Gebeine zerfielen, als wir sie aufheben und davontragen wollten.

Von diesen Inseln an bis zum Eintritt in die Südsee hatte die Meeresstraße viele Windungen und Krümmungen. Wahr ist jedoch, was schon Magalhaes von dieser Straße sagte, daß sie viele brauchbare Häfen mit frischem Wasser aufzuweisen hat: nur brauchen die Schiffe lange Tauge und feste Anker, um überhaupt Ankergrund finden zu können, besonders auch wegen der vielfachen Stürme, die diese Gegenden heimsuchen und sehr gefährlich sind.

Das Land war sehr gebirgig und bestand zu beiden Seiten der Straße aus vielen Inseln, die zahlreiche Meeresstraßen nach dem Südmeer zu bildeten. Danach ist also die Terra australis incognita alles andere als ein fester Erdteil, wie immer behauptet wird. Die Berge stiegen zu großartigen Höhen empor und konnten wohl zu den Wundern der Welt gerechnet werden. Ihre Gipfel waren von Schnee bedeckt, der aber trotz

der Sonnenbestrahlung wenig Einbuße erlitt, da die Gipfel der kalten Region nahe waren.

Dagegen waren die Ebenen sehr fruchtbar mit Gras und seltsamen Gewächsen bestanden. Der größte Teil der Bäume grünte immer. Das Klima glich dem unserer Heimat. Das Wasser war sehr gut und der Boden unserem Korn sehr zuträglich. Diesem Fleckchen Erde fehlte ohne Zweifel nichts als eine Bevölkerung, die den Boden zum Ruhme Gottes pflegen und bebauen würde. Das Volk, das diese Strecken bewohnte, machte verschiedentlich Feuer, als wir diese Gegenden passierten.

Wir waren der Einfahrt in das Südmeer bereits sehr nahe gekommen, als wir nach Süden eine große offene Straße, nach Norden einen Kiegel vorfanden. Zur weiteren Erkundung ruderte der General selbst mit einigen Leuten in einem Boot in die Passage, während die Flotte vor einer Insel ankerte. Als der General einen guten Weg nach Norden gefunden hatte, kehrte er zu den Schiffen zurück. Unterwegs war ihm ein Kanu mit verschiedenen Eingeborenen begegnet. Ihr Boot war aus Rinde verschiedener Bäume angefertigt und zeigte sich in der hochgehenden Bug und Heck aus, die beide halbkreisförmig nach innen nachgaben. Der Rumpf war sehr zierlich gebaut, in der ganzen Form zeigte sich eine genaue Arbeit: es schien, als ob dieses Boot nicht für den Gebrauch des gewöhnlichen Volkes, sondern für adlige Personen bestimmt war. Die Fugen waren mit Schnüren aus dem Fell von Seehunden oder ähnlichen Tieren so gut abgedichtet, daß kein Wasser in das Bootsinnere drang.

Die Leute waren mittelgroß, wohlgebaut und besaßen kräftige Gliedmaßen. Männer, Frauen und Kinder gingen nackt einher. Eines ihrer Hauptvergnügen bestand darin, sich die Gesichter zu bemalen, wie es auch andere Stämme getan haben, von denen bereits früher berichtet wurde. Die Männer malten rote Kreise um ihre Augen und rote Striche auf ihre Stirne. Die Frauen trugen weiße Muschelfetten um ihren Hals und an den Armen, worauf sie sehr stolz waren. Auf der oben erwähnten Insel, wo unsere Flotte ankerte, hatten sie eine Hütte von mittlerer Größe aus eigenen Stangen und Zweigen errichtet und mit Tierfellen bedeckt. In der Hütte brannte ein Feuer, außerdem befand sich Nahrung und Wasser, Seehunde, Muscheln und anderes mehr darin.

(Fortsetzung folgt.)

### Ostern und die Gemeinschaft in der Familie

Wir sind in eine Gemeinschaft hineingeboren, müssen in ihr unser Leben verbringen und naturgemäß unser ganzes Handeln danach einrichten. Eine Gemeinschaft kann immer nur gedeihen, wenn ihr die einzelnen Glieder nach allen Kräften dienen. Davon haben natürlich die einzelnen selbst wieder die größten Vorteile. Ein gutkulturelles Leben kann heute überhaupt einer nur durch den andern führen. Die einfachste Erwägung führt den Menschen daher schon von selber zu sozialer Einstellung, aus freien Stücken heraus wird er zur Rücksicht auf die anderen kommen. Außerdem wirkt aber auch ein starker Zwang. Der Staat muß von jedem seiner Glieder bis zu gewissen Grenzen Rücksicht, Ein- und Unterordnung, Opfer und Selbstverleugnung verlangen.

Zwei starke Triebe bestimmen das Leben eines jeden Menschen. Der weitaus stärkste ist die Selbstsucht, die Erhaltung und Wohlbefinden erstrebt, ohne Rücksicht auf die anderen zu nehmen. Dieser Trieb ist natürlich und durchaus zu billigen, da wir ihm unendlich viel, auch in sittlicher Beziehung, zu verdanken haben. Ohne ihn wäre das Leben überhaupt nicht denkbar. Aber er bedarf keiner besonderen Stärkung, denn er wirkt von selbst und in der Regel so sehr, daß er noch der Zügelung bedarf. Der zweite Trieb ist die Rücksicht auf unsere Mitmenschen. Verstand, Vernunft und ein elementares Gefühl sagen uns immer wieder, daß wir nicht nur an uns selber denken dürfen, sondern auch für die andern, daß es im letzten Sinne selbst zu unserem Glück gehört, für andere zu leben.

Auch dieser Trieb ist in jedem Menschen lebendig; aber er wird doch in der Regel von der Selbstsucht stark überwuchert. Es ist daher nötig, ihn immer zu wecken und zu pflegen. Daher müssen auch die Kinder schon früh zum Gemeinschaftsinn erzogen werden. Denn in ihnen ist die Selbstsucht ganz besonders stark; sie ist ihre natürlichste und zunächst einzige Triebfeder, und nur stete Erziehung kann sie dahin bringen, ihr eigenes Ich ins rechte Verhältnis zu den andern zu setzen. Wie kann das geschehen?

Es fällt schon uns Erwachsenen, erst recht aber den Kindern schwer, immer an die andern zu denken, ihnen zuliebe zu verzichten, zu entbehren, zu ertragen und zu entsagen. Dazu gehört eine gewisse Einsicht, vor allem aber viel Selbstzucht, Besiegung der eigenen starken Begierden und Wünsche, und nur ein starker Wille vermag entscheidend zu handeln.

Damit sind zunächst dem Kinde gegenüber die Wege gewiesen. Es muß darüber belehrt werden, daß es in der Welt ohne Rücksicht nicht geht, daß einer dem andern helfen muß. Es muß daneben das Mitleid, diese immerhin starke Triebfeder sozialen Handelns, geweckt werden. Vor allem aber braucht's der festen und festen Willensbildung. Sie ist die Vorstufe zum wahren Gemeinschaftsleben. Heute hören wir viel von dem Rechte der Individualität, von der Freiheit, die dem Menschen, auch schon dem jungen, gewährt werden soll. In diesen Forderungen liegt gewiß ein be-

rechtigter Kern, aber auch eine starke Gefahr, nämlich die, daß eben immer nur an die eigene Person gedacht wird, daß als erlaubt gilt, was gefällt, daß des Mitmenschen über den eigenen Begierden und Neigungen ganz vergessen wird. Aus solcher Einstellung wachsen dann die Menschen auf, die willensschwach sind, die verweichlichen, die eben nur der eigenen Selbstsucht leben, die Schädlinge jeder Gemeinschaft bedeuten.

Viel wird auch hier das Beispiel der Großen bedeuten. Soziales Handeln muß vorgelebt werden, und wenn dabei einige Hinweise auf die Notwendigkeit und den sittlichen Wert solchen Tuns gegeben werden, so dürfte das seine Wirkung doch kaum verfehlen. Es gibt auch so manche Gelegenheiten im Leben des Kindes, die für den Gemeinschaftsinn fruchtbar gemacht werden können und eine recht praktische Erziehung bedeuten. So kann der junge Mensch bereits angehalten werden, irgendeinen Genuß mal mit anderen zu teilen, auf ein Vergnügen zugunsten des anderen zu verzichten, öffentliche Bänke und Anlagen nicht zu beschmutzen, höflich und zuvorkommend und hilfsbereit gegen Fremde zu sein. Immer wieder mag an passenden Gelegenheiten den Kindern der alte Satz zum Bewußtsein gebracht werden: Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu!

Selbstverständlich ist es von höchstem Wert, den Menschen zu freiwilligen sozialen Handeln zu bringen, denn nur damit ist eine wirkliche Gewähr für die Zukunft gegeben. Aber weil das Kind so

schwer entsagt, wird es zu Zeiten auch angebracht sein, es dazu zu zwingen und damit eine Gewöhnung zu unterstützen, die, mag sie erreicht sein, wie sie wolle, doch zuletzt segensreich wirkt.

Es gibt besondere Lebensstätten des Kindes, die von selbst zum solidaren Denken erziehen. Gedacht ist besonders an die Schule, an die Kinderspielplätze, an die Kinderstube. Ueberall, wo Kinder zusammen sind, da muß Rücksicht genommen werden, da lernen sie, sich ineinander zu fügen, und gerade in dieser Wirkung dürfte nicht der geringste Segen solchen Verkehrs liegen. Das einzige Kind wächst in dieser Hinsicht nicht ohne Gefahren auf, und die Eltern müssen bei ihm erst recht darauf bedacht sein, es einmal als rücksichtsvolles Glied für die Gesamtheit zu erziehen.

Nur eine sorgsame soziale Erziehung kann das Gefüge der Menschheit zusammenhalten, kann allein das Leben in der Gemeinschaft erträglich machen und jedem Gliede ein gewisses Glück gewährleisten. Darüber hinaus aber soll nicht übersehen werden, daß in dieser Erziehung die wertvollsten Wirkungen für uns selber liegen. Nur durch stete Selbstzucht und in der Rücksicht auf die anderen reifen wir zu Persönlichkeiten, die das Leben in jeder Beziehung meistern und im schönsten Sinne selber glücklich werden. Darum kann mit der Erziehung nicht früh und sorgsam genug begonnen werden, denn auch hier bewahrheitet sich der Satz: Das Kind ist der Vater des Mannes.

P. H. j



„Die Fenster auf, die Herzen auf“

## Laßt euch eure Kinder nicht fremd werden!

Raum hat der älteste sein Köpfchen aus dem weichen Kinderstübennest hinaus- und in die Schule hineingesteckt, da hört man schon die Eltern jammern: „Ich weiß nicht, wie's kommt — aber von dem Augenblick an, wo man sein Kind in die Schule schickt, ist man's los. Die fremden Einflüsse, Kameraden, Lehrer, — das alles entfremdet uns unser Kind.“ Ja, ist denn das Naturnotwendigkeit? Jetzt, wo andere uns die Mühe abnehmen, unseren Kindern die Grundbegriffe von Schreiben, Lesen, Rechnen beizubringen, wo die Kinder in unser Geistesleben langsam eindringen können, gerade da sollten sie uns fremd werden?

Freilich, wohl merkt man, das fremde Kräfte mit auf das Kind einwirken: es bringt andere Anschauungen, Auffassungen und allerlei Fragen heim. Aber indem es diese Anregungen, mögen es nun gute oder schlechte sein, zu uns bringt, wird uns Eltern Gelegenheit gegeben, diese Einflüsse, je nach ihrem Wert oder Unwert, zu stärken, einzudämmen oder abzuwehren.

Dazu gehört freilich zunächst ein volles Vertrauen eures Kindes. Gebt ihm aber auch Gelegenheit, euch „brühwarm“ alles Neue zu erzählen, indem ihr euch noch vor dem Essen von ihm berichten laßt. Und damit euch die neue Welt eures Kindes nicht fremd sei, bejucht es dort. Manche Schulen haben die dankenswerte Einrichtung getroffen, daß Eltern — nach vorheriger Annäherung — beim Unterricht zuhören dürfen. Macht davon Gebrauch, und ihr werdet vielerlei Nutzen davon haben. Und wenn es nur der wäre, daß ihr sähet, daß euer Sprößling durchaus kein Wunderkind, sondern echter und rechter Durchschnitt ist, und daß Nachbars Fritz gar nicht so dumm ist, wie ihr glaubtet, und daß Hans doch wohl nicht der rechte Umgang für euer Kind ist.

Wenn ihr das noch besser beurteilen wollt, dann laßt eure Kinder manchmal ihre Freunde mit heraufbringen und hört euch ihre Unterhaltung an und beobachtet sie beim Spiel vom Nebenzimmer aus: dann merkt ihr bald, welches der wünschenswerte Verkehr für eure Sprößlinge ist.

Einst nahm ich meine Buben, mehr um sie verwahrt zu haben, als um ihnen etwas zu bieten, mit in das kleine Museum meiner Vaterstadt; da erstaunte ich über ihre Freude. Aderthalb Jahre später, als die Jungen fünf und sieben Jahre alt waren, fragte ich sie plötzlich: „Wißt ihr eigentlich, daß ihr auch schon in einem Museum gewesen seid?“ Und ob sie das noch wußten! Vieler Einzelheiten entsannen sie sich: des Spinnrades, der Schmetterlinge, des „komischen“ Feuerherdes, des versteinerten Baumes und all der anderen Seltsamkeiten.

Voller Freude nahm ich nun die Jungen mit in das Völkerkundemuseum „zu den Negern“. Gerade die Kunst und die Lebensweise der primitiven Völker sagt ja den Kleinen am meisten zu: die einfachen Wassergefäße, Kanus, Steinbeile und Lanzmasken, Fischfanggeräte und Wohnhütten. Viel länger als man denken sollte, wirken solche neuen Anschauungen auf die Kinder nach. Immer wieder findet man im Kinderzimmer irgend etwas dem Gesehenen nachgezeichnet und in Plastilin nachgeformt. Und daß ihr ihnen diese neuen Freuden schafftet, das zieht die Kinder voll Dankbarkeit zu euch hin! Ueberhaupt sollten wir uns mehr um die Spiele unserer Sprößlinge kümmern. Es genügt nicht, daß sie „schön ruhig“ im Zimmer sitzen und nach — oft recht geistlosen — Vorlagen bauen oder ihre Eisenbahn aufziehen. Lehrt sie spielen, wenn sie es nicht von selbst können, vielleicht weil sie mit Spielzeug übersättigt sind. Zeigt ihnen das Umgehen mit Laubsäge und Fuchsschwanz, Hammer und Zange. Welch große gemeinsame

Freuden verschafft ihr euch damit! Ich möchte den sechsjährigen Jungen sehen, dem das Handwerken mit Fröhlichkeit gezeigt würde und der es nicht im Handumdrehen verstanden hätte!

Ueberhaupt unterschätzen wir die Kinder leicht. Sie denken und verstehen oft weit mehr als wir für möglich halten, und wir tun den Kleinen Unrecht, wenn wir ihnen z. B. nur „kindliche Sachen“ (oft genug kindische Sachen) zu lesen geben oder ihnen vorlesen. Sie wollen nicht nur im Märchenlande träumen, sie wollen von Heldentaten hören und über Himmel und Erde Bescheid wissen. Ich schenkte schon meinen Siebenjährigen Helden sagen und Reisebeschreibungen, wenn auch vorläufig nur, um ihnen daraus vorzulesen.

Wie hängen die Kinder an der Mutter Mund, wenn sie abends noch ein Viertelstündchen bei ihnen am Bette sitzt. Vielleicht brennt dann, im Winter nur ein Kerzchen in einer Laterne. Da läßt sich alles, was der Tag brachte, noch besprechen. War dein Kleiner heute ein Hasenfuß, der vor einem Hunde reißaus nahm? Jung-Siegfrieds tapferes Herumstreifen in seines Vaters Wäldern wird ihn zur Tapferkeit anspornen. Weigerte der „Große“ sich heute beim ersten Froste, längere Zeit draußen zu spielen? Hansens „In Nacht und Eis“ wird ihm einen Begriff davon geben, was tapferere Männer auszuhalten vermögen.

Orade des Abends vor dem Einschlafen sind die Kinder am empfänglichsten für Ermahnungen. Ich glaube, wenn wir Eltern auch nur dies Augenblickchen regelmäßig Zeit für unsere Kinder haben, können sie uns nicht fremd werden; sie wachsen ja in unseren Geist hinein, und wir verstehen sie und begleiten sie auf ihren Wegen, vorausschauend, ermunternd und belehrend. Wer darüber hinaus noch Zeit hat, seien es auch nur fünf Minuten am Tage, sich um die Kinderstübenspiele zu kümmern, tut ein übriges: mit wenigen Bemerkungen läßt sich ein Spiel vertiefen, mit einem geschickten Handgriff ein Bastler ermutigen, mit einem freundlichen Blick ein Kind zu eifriger Arbeit anspornen.

Und Sonntags? Da sollte man etwas mehr Zeit für seine Kinder haben, zu einem weiten Spaziergang oder zu einem Bastelstündchen, je nach Wetter und Wünschen. Einmal kommt Kasperle, ein andermal wird musiziert, oder es wird geklebt oder ausgeschnitten oder „vorgemalt“, es werden Bilder gesehen und Geschichten dazu erzählt, oder Postkartenalben „von eurem Zuhause“ langsam und zuhörend durchblättert, Gesellschaftsspiele vorgenommen oder zerbrochenes Spielzeug „heilgemacht“.

Und damit ihr um so besser Zeit habt für eure Kinder, laßt sie euch helfen bei eurer Arbeit. „Ach,“ stöhnte die Mutter in einer hilflosen Zeit beim Morgenkaffee, „zu schade, daß es keine Heizelmännchen mehr gibt“, und ging hinaus. Da hörte sie ein Raunen und Rascheln, aber weil sie nicht so neugierig war wie „des Schneiders Weib“, kam sie erst wieder ins Wohnzimmer, als alles still und — der Tisch sauber abgedeckt und — alles Geschirr blank gespült wieder im Schranke stand. Und dieses wiederholten die fünf- und siebenjährigen Heizelmännchen, solange es nötig war.

Und später? Die Kinder wachsen ja so langsam heran, und wenn wir ständig mit ihnen leben, werden wir auch wissen, was ihnen not tut, wo ihr Streben gefördert, wo es zurückgehalten werden muß und — wo wir stille beiseite treten müssen. Kinder haben ihr eigenes Leben, wir können sie „nach unserem Willen nicht formen“. Wenn wir ihnen aber von Kleinauf seelisch mehr geblieben sind, können sie uns niemals fremd werden, denn dann sind sie nicht nur Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut, sondern auch Geist von unserem Geist.

Mia Lindhorst.

## Die Großmütter und die Enkel

Liebe Großmutter! Zu allererst möchte ich mich bei euch entschuldigen, daß ich, die Jüngere, wenn auch schon verheiratet und mit Kindern „behaftet“, zu euch komme, um „ein ernstes Wort mit euch zu sprechen“. Ihr werdet vielleicht, wenn ihr es gehört habt, finden, ich habe „gut sagen“, ich solle erst warten, bis ich selber Großmutter sei, dann wollet ihr wieder sehen, ob ich noch gleicher Ansicht sei.

Aber seht ihr, eben grad darum, aus Furcht, ich könnte dann auch anderer Meinung geworden sein, grad darum muß ich jetzt sagen, was ich sagen will, sonst unterbliebe es am Ende. Aber ich glaube, daß es eben doch gesagt werden muß.

Seht: nun seid ihr alt geworden in Arbeit und Ehren, und das Leben hat euch neben Gutem und Schönerm auch manches Leid gebracht und manche Enttäuschung. Angehörige, Freunde sind dahingegangen, der Tod fängt langsam an, unter den Altersgenossen aufzuräumen. Eure Kinder sind groß geworden, müssen nicht mehr von der Mutterpflanze ihre Kräfte borgen, haben eigene Wurzeln in den Boden gesenkt, sie haben euch nicht mehr nötig. Es kommt auch vor, daß man sich nicht immer ganz gut versteht, Junge und Alte, denn auch die Welt ist anders geworden in dreißig Jahren. Aber das alternde Herz ist liebedurstiger als je; und nicht nur das,

es möchte auch Liebe schenken, besonders an jene, die, wie ihr, ein bißchen außerhalb des Betriebes stehen, ein bißchen abseits leben: an die Kleinen, die Großkinder, die auch nach Liebe verlangen. Nicht umsonst zieht es sie so zusammen, die Alten und die Jüngsten. Und aus diesen jungen Herzen blüht euch noch einmal ein Lenz entgegen, eine Sonne strahlt euch aus diesen Augen an, die euch bis in den tiefsten Seelenboden erwärmt und euch innerlich neu erkeimen läßt, daß ihr euch mit der Jugend wieder jung fühlt.

Ihr schaut mich erschreckt und ungläubig an. Ihr seid doch gewiß die verträglichsten Menschen der Welt — das Leben hat einen ja so vieles gelehrt —, ihr wollt doch um alles in der Welt keinen Unfrieden verursachen, ihr redet doch wahrhaftig nicht drein, wenn's euch schon mal dünkt, das und das würdet ihr jetzt anders machen — oh, die Tochter oder Schwiegertochter weiß ja gar nicht, wie oft ihr euch den Mund verhaltet, um nichts zu sagen, wie sich in euch manchmal allerlei aufspeichert. Aber eben um des lieben Friedens willen sagt ihr nichts.

Gewiß, ihr sagt vielleicht nichts zu ihr, aber: eben weil es sich aufspeichert und zuletzt doch heraus muß, zu den Kleinen sagt ihr manches, was schlimmer ist, als wenn's zu einer deutlichen Aussprache zwischen euch Großen käme. Oh, wenn ihr reden und klagen wolltet — ihr hättet auch vieles zu sagen — sicher! Ihr könntet klagen darüber, daß es manchmal fast nicht zum Zusehen ist, wie das kleine Ruthli am ganzen Leib mit kaltem Wasser abgewaschen wird, daß es euch selbst ganz „schuderet“, oder wie es so leicht bekleidet in den Garten geschickt wird — nicht einmal ein Halstuch hat's an —, sie nennen das Abhärtung; wie Fredi schon mit einem halben Jahr Spinat, Rüblein und rohe geschabte Äpfel ißt, wo doch euer eigener Uli, bis er zwei Jahre alt war, nichts als Kindermehlbrei bekam und dabei so prächtig dick war, daß alle Leute

staunten; wie man den Kleinen schreien lassen kann, ohne ihn aufzunehmen (da er ja trocken liege und ihm nichts fehle), und wie lange er auf den Schoppen warten muß, — da geht einfach alles nach der Uhr, nicht nach den Bedürfnissen des armen Mägdleins; wie Hanni unbarmherzig vom süßen Nachtisch ausgeschlossen wird, weil sie die Kartoffeln nicht fertig essen will, und wie Karl bestraft wird wegen einer kleinen Schwinderei, während der man früher nicht die Hand umdrehte usw. usw. Alle Tage gibt es ungezählte Fälle, wo ihr euch auf die Lippen beißen müßt, um nichts zu sagen. Aber die Kinder, die unschuldigen Opfer einer solchen verkehrten modernen Erziehungsmethode, die tun euch leid. Darum bessert ihr stillschweigend nach, wo immer möglich. Ihr eilt dem Ruthli in den Garten nach und zieht ihm ein Jäckchen an oder wenigstens ein warmes Käpplein auf den Kopf; wenn ihr ausnahmsweise das Kind waschen sollt, so nehmt ihr das Wasser warm; ihr gebt dem Kleinen heimlich seinen Schoppen früher, ruft Hanni nach Tisch noch leise in die Küche und setzt ihr vom Nachtisch vor — sie braucht's ja der Mama nicht zu sagen —, tröstet den Karli für die erlittene Strafe mit einem Zwanziger: da kauf dir was usw. Sicherlich, ihr meint es ja nur gut mit den Kindern. Aber bedenkt ihr auch, wie bitter das ist für die Eltern, die es eben auch gut meinen, wenn ihre Erziehungspläne stetig gekreuzt werden und heimlich? Wie ungeheuer ihnen dadurch ihr Erziehungswerk erschwert, ja fast verunmöglicht wird, und wie sehr ihr den Kindern schadet, wenn ihr so mit Taten und oft auch noch mit Worten das Ansehen der Eltern heruntersetzt? Denn wenn irgendwo, so muß doch in der Erziehung ein Wille herrschen, und selbst wenn Vater und Mutter nicht derselben Meinung sind, so werden sie doch, wenn sie kluge Eltern sind, das die Kinder nicht merken lassen, sondern heut wird das eine, ein andermal das andere klüglich nachgeben und sich fügen zum Wohle der Kinder.

Maria Steiger.

## Der Bildschmuck in der Arbeiterwohnung

Eine sehr geschäftige Industrie hat es als ihren „Beruf“ auszuweisen, für die Arbeiterwohnungen „Kunst zu liefern“. Es ist ihr im Zusammenwirken mit manchen anderen Faktoren gelungen, den Geschmack und das Gefühl für das Schöne in den breitesten Arbeiterschichten gründlich herabzumindern. Sie überschwemmt den Markt mit Nippsachen und Gipsfiguren, hochfein polychromiert und angemalt. Und der Arbeiter kauft und stellt Duzende solcher Dinger auf die Kommode, auf das Panel, der konservativ

veranlagte bevorzugte lächelnde Bauernmädchen, die mit Rechen und Sense umgingen, als sei es ein Vergnügen, vielleicht bekam auch Lohengrin in der berühmten Pose: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan,“ einen Ehrenplatz. „Freie Geister“ wagten sich schon bis an die Venus von Milo (die ohne die zwei Arme — wissen Sie) oder an die „Drei Grazien“. Und dann kamen die Heiligenfiguren — daß Gott erbarm! In den Bauernhäusern hat man einen sogenannten Herrgottswinkel; da hängt ein grobge-

## Wie der „Wette“ von anderen zu Missetaten verleitet wurde

Von Ernst Claes.

Aus dem Flämischen übertragen durch Rose Wieber.

Eines Nachmittags mußten drei Fuhrn Heu hereingeholt werden, Fernand, der Tagelöhner und seine Frau kamen helfen und hatten ihr Kindchen, ein zappeliges Ding von sieben Monaten, mitgebracht. Als der „Wette“ mittags aus der Schule kam, sah er erstaunt und neugierig die Wiege, die Mutter vom Söller geholt hatte. Er trat näher hinzu, derweil Hanne, des Tagelöhners Frau, ihr Kind unter die Decke steckte. „Ist das unsere Wiege.“ fragte er. „Ja,“ sagte Hanne, „da hast du auch drin gelegen.“

„Geht mich nichts an“, antwortete der „Wette“, und als er das Kleine näher besah, fügte er hinzu, „ein nettes Kind. Ist es ein Jung oder eine Deern?“

„Eine Deern, sie heißt Anneken.“

Bei Tisch saß er zwischen Fernand und dem Vater und während die andern über die Trockenheit und das schöne Heu redete, dachte er an den freien Nachmittag. Er mußte sicher mithelfen, aber es war hinten im Bruch und er würde schon eine Gelegenheit auftun, um sich aus dem Staub zu machen.

„Unser Wette“, sagte Mutter auf einmal, „muß zu Haus bleiben und auf das Kind passen.“

Der „Wette“ verschluckte sich beinahe. Da hatte er es nun. Den ganzen Nachmittag bei solch einem Schreihals sitzen müssen. Er sah so grimmig über den Tisch nach der Wiege, daß Fernand ihn fragte: „Lust du's nicht gerne.“

„Könntet ihr's nicht mit auf die Wiese nehmen“, fragte der Wette trotzig.

„Viel zu warm für so'n klein Stümpfen“, erwiderte Mutter kurz und bestimmt.

Das Mittagessen war schnell vorüber, weil der Fuhrmann mit Pferd und Wagen um ein Uhr im Bruch sein wollte. Das Mannsvolk schlug schnell ein Kreuz und zog mit Rechen und Gabeln der Wiese zu. Mutter mußte erst die Kühe melken, und als das getan war, band sie dem Wette

\* Der „Wette“, niederdeutscher Ausdruck für Blondkopf; Lief = Mathias; Gieß = Joseph.

auf die Seele, keinen Schabernack mit dem Kind anzustellen, und daß er Sonntag einen Groschen kriegen sollte, wovon aber der Wette nichts glaubte. Um vier Uhr wollte sie zum Kaffee zurückkommen. Der Wette lungerte eine Zeitlang in der Kammer herum. Er fand es ganz schön, so allein im Hause zu sein und alle verborgenen Ecken und Schubladen gemächlich untersuchen zu können.

In der großen Kiste, darin Mutters Sonntagsstaat und ihr seidenes Kopftuch lagen, befand sich eine Schachtel, die seine Aufmerksamkeit stark anzog. Darin waren das Traubuch von Vater und Mutter, ein Sparbuch, Notarsakten, Totenzettel und andere Dinge, die der Wette mit großer Andacht musterte, ohne viel davon zu begreifen. Als er alles so gut es ging wieder an seinen Platz getan, sah er in einer Ecke ein kleines gefaltetes Päckchen liegen. Da er es offen schlug, fiel ein spizenbeseßes Kinderhäubchen heraus. Der Wette war sehr verwundert. Was war doch nicht von Anneken. Wahrhaftig, das war noch eins von ihm selbst. Er stellte sich vor den Spiegel und zog das Häubchen über den Kopf. Wie sah das gek aus. Es bedeckte nur die Hälfte seines Kopfes, und sein weißes Stachelhaar guckte durch die Spitzen hervor. Der Wette begann laut zu lachen und steckte die seltsame Kopfbedeckung in seine Hosentasche. Anneken war unterdes aufgewacht und begann kräftig zu schreien.

Der Wette trachtete sie zu beruhigen so gut er konnte. Aber alle Mühe führte nur dazu, daß sie immer lauter und lauter krächte. Der Wette versuchte es zum Schluß mit Gesichterschneiden und das wirkte offenbar beruhigend. Anneken sah erst mit ein Paar großen Augen den Bengel an, lachte dann ganz freundlich, steckte den Finger in den Mund und fiel wieder in Schlaf. Der Wette tat ein paar Züge aus der Pfeife des Vaters, die auf der Fensterbank lag, aber es biß ihm zu sehr auf der Zunge. Dann ging er auf den Dörpel sitzen und sang alle Lieder, die er in der Schule gelernt hatte.

„He, Wette!“

Lief und Gieß von Jief, dem Radmacher, standen auf dem Weg. Zwei eckige barsüßige Schlingel, die wie Vögel im Walde lebten.

„Wo geht ihr hin?“, fragte der Wette.

„Nirgends.“

Sie kamen näher und setzten sich neben den Wette.

„Wo seid ihr gewesen?“

„Nirgends.“

„Unser Gieß kriegt eine Harmonika“, sagte Lief plötzlich voll Stolz. Der Wette sah einen Augenblick verdutzt und ehrerbietig drein. Lief

schönstes Kreuz, da stehen ein paar Kerzen — das gehört mit zur Selbstverständlichkeit des Lebens in einem Bauernhaus. Auch im christlichen Arbeiterhaushalt soll so eine Ecke sein. Aber es kommt noch auch etwas darauf an, was in dieser Ecke steht. Und was steht da? Ein geschniegelter, gebügelter und sehr gut frasierter St. Joseph oder eine Muttergottes-Statue, so unwahr und verlogen, daß man den Mut bewundert, solche Sachen überhaupt anzufertigen. In vielen Kirchen stehen ähnliche Gebilde. Um diesem Uebelstand abzuwehren, hat die „Gesellschaft für christliche Kunst“ München Statuen und religiöse Bilder hergestellt, die vorbildlich sind. Das gleiche gilt von den Beuroner oder Laacher Kunstwerken, die in den Werkstätten jener Klöster erstehen.

Aber neben religiösen Darstellungen soll auch die profane Kunst in der Arbeiterwohnung zu ihrem Recht kommen. Die Arbeiterwohnung soll mehr sein als nur ein Kosthaus, in dem man ißt und schläft. Jede tüchtige Arbeiterfrau legt von sich aus Wert darauf, daß ihre Wohnung „gemütlich“ ist. Dazu gehören aber Bilder. Welche denn?

Da ist der Verlag **See mann**, Leipzig, da sind die Bilder der **Reichsdruckerei**, des **Kunstworts**, München, welche bedeutende und gute Bilder zu billigen Preisen dem Volke zugänglich machen wollen.

Einer der hervorragendsten Verlage, auf den wir besonders hinweisen möchten, ist der **Verlag Hansjünglin** in München. Dieser Verlag stellt nach einem eigenen Farblichdruckverfahren Bilder her, die man von den Originalen kaum noch unterscheiden kann. Die letzten Möglichkeiten der Technik scheinen hier ausgeschöpft. Der Verlag hat seinen Rahmen weit gespannt, von den alten Meistern bis zu den Jüngsten und Modernsten. Aber alle in wunderbarer, kaum glaublicher Farbgebung. Dabei kommen die feinen und diskreten Farben Monets, des Franzosen, so gut heraus wie die stark leuchtenden Farben des Deutschen Corinth. In Anbetracht der Güte und der Größe der Bilder sind die Preise nicht hoch zu nennen. Jede bessere Buchhandlung hat diese Bilder. Wenn man sich genau orientieren will, wende man sich unter Berufung auf unser Organ an den Verlag selbst in München und lasse sich einen Katalog schicken. Es gibt wohl kaum ein schöneres Geschenk, das man sich gegenseitig für die Wohnung machen kann als ein farbiges Bild von Hansjünglin. Die Tage der Erstkommunion und Konfirmation stehen vor der Tür. Wer dann seinem Patenkind für später schon ein Geschenk machen will, denke an die Notwendigkeit, auch in die Arbeiterwohnung einen Abglanz des Schönen fallen zu lassen.

# Bekanntmachung

Sonntag, den 8. April, ist der 15. Wochenbeitrag fällig.

Adressenänderung.

München: Gewerkschaftsheim, Reisinger Straße 10/3. Fernsprecher wie bisher: 56 864.

# Inhaltsverzeichnis

## Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Ostern und der Kulturwille der christlichen Arbeiterschaft (G. W.), S. 210. Kommende Wahlen und christliche Arbeiterbewegung (Wi.), S. 211. Metallarbeiterschaft und Bauerntum (Wbr.), S. 212. Werkzeugproduktion und Außenhandelsbilanz (A. K.), S. 213. Technik, Wirtschaft und Arbeitskraft (Professor Dr. Dessauer), S. 214.

## Unterhaltung:

Franz Wiebers erste Tätigkeit als Arbeiterführer, S. 216. Der Kampf ums Gold, S. 217. Wie der „Wette“ von andern zu Missetaten verleitet wurde, S. 223.

## Us den Betrieben:

Der Herr Meister; Wie die Lohnpolitik nicht gemacht werden soll, S. 216. Zum Kampf um den Achtstundentag und die Sonntagsruhe in der sächsischen Hüttenindustrie; Arbeitgeber und Reichsverfassung, S. 217.

## Verbandsgebiet:

2. Bezirk; Wilhelm Römer †; Hamburg, S. 218. Schalkfe; Saargebiet, S. 219. Kirtberg; Freiburg i. Br., S. 220.

## Frauenleben:

Erziehung zur Gemeinschaft in der Familie (P. H.), S. 221. Laßt euch eure Kinder nicht fremd werden! (Mia Lindhorst), S. 222. Die Großmütter und die Enkel, S. 222. Der Bildschmuck in der Arbeiterwohnung (Wt.), S. 223.

## Bekanntmachung:

S. 224. Adressenänderung, S. 224.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg. Stapelfor 17. Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.

aber wußte den Eindruck seiner Worte noch zu steigern, indem er umständlich in die Tasche griff und einen blinkenden Soldatenknopf zum Vorschein brachte.

„Was gibst du dafür?“

Der Wette sah mit begehrlichen Blicken den schönen Knopf an.

„Er ist von einem General“, sagte Tief, um das Angebot noch reizvoller zu machen.

Der Wette sah gedankenvoll hinter sich, aber da war nichts zum Verklingen. Er fuhr in alle Taschen, sein Messer . . . seinen Dutt . . . den Angelhaken und die Schleuder? Nein, das hatte er selbst alles nötig.

„Ihr dürft mich zehnmal dafür knuffen.“

„Da tu ich es nicht für“, sagte Tief abwägend.

„Zwanzigmal“, erhöhte der Wette.

„Auch nicht.“

„Sollen wir uns darum hauen.“

Tief, lachte, „Den Knopf quitt werden und noch Haue dabei?“

„Sag, willst du das Müßchen dafür“, und der Wette zeigte etwas verlegen das Kinderhäubchen das er in der Truhe gefunden hatte.

Tief besah das Häubchen und den Wetten mit fragenden Blicken. Er wußte im Augenblick nicht, wozu er es gebrauchen konnte. Aber als der Wette es ihm auf seine fuchstigen Borstenhaare gesetzt hatte, gab er ohne Zögern den Soldatenknopf her. Amekens begann da drinnen mit-eins wieder zu lachen.

„Von wem ist das Kind, Wette?“

„Von Fernand, der für uns am Heuen ist.“

„Weißt du, was du tun mußt, wenn es so brüllt?“

„Wiegen?“

„Als ich klein war“, sagte Gäß, „steckte mein Vater die Pfeife in meinen Mund, und dann war ich sofort still.“

Der Wette fand dieses Mittel so eigenartig und reizvoll, daß er gleich hochsprang, Vaters Pfeife vom Fensterbord nahm und mit Gäß und Tief zu Amekens Wiege ging. Aber in dem Augenblick, als er sein Vorhaben ausführen wollte, erschien Mutter in der Tür. Mit einem Blick sah sie, was die Bengels vorhatten und ihre Hand fuhr allen dreien so blühschnell um die Ohren, daß sie keine Zeit fanden, Au zu rufen. Gäß und Tief stoben wie der Wind zur Tür hinaus; aber der Wette blieb in ihren mütterlichen Händen und obwohl er iehrte, daß Tief es getan hätte, und daß es bloß Spaß gewesen wäre, bekam er sein Teil ab. Dann flog er zur Tür hinaus, er hoffte, Tief und Gäß draußen vorzufinden, die aber waren schon längst außer Sicht. Er setzte sich

an den Abhang des Sandberges und blieb dort bis der graue Abend über Bruch und Wiesen herauf dämmerte. Dann zog er langsam und trotzig nach Hause zurück und spähte vorsichtig in die Stube. Die Lampe stand auf dem Spint und Mutter setzte eben die Teller für's Abendessen zurecht. Der Kessel mit den Kartoffeln stand auf dem Boden neben dem Herd zu dampfen und Vater saß in der Ecke, schmauchte sein Pfeifchen und sah nachdenklich in die Flammen. Der Wette kam vorsichtig näher, setzte sich in die andere Ecke und sah ebenfalls ins Feuer, zwischendurch scheu aufblickend nach Mutters Gesicht.

Aber sie schien zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um an Annekens und den Wetten zu denken. Nach dem Essen sprachen Vater und Mutter noch ein wenig über das gute Wetter, dann ging er zu Bett. Der Wette bekam wieder Mut und gedachte noch für ein paar Minuten nach draußen zu schlüpfen, aber Mutter rief ihn zurück.

„Ich hab' gestern ein neues Hemd gemacht. Zieh' es mal an, um zu sehen, ob es auch paßt.“

„Jetzt sofort?“

„Was du an hast, ist viel zu kaputt, da ist kein flicken mehr dran.“

Und der Wette der nicht viel Widerreden geben durfte, um keine Erinnerungen an vergangene Missetaten wach zu rufen, zog das neue blau gestreifte Hemd über. Mutter besah es von vorne und hinten. „Ärmel und Schultern sitzen gut, aber hinten ist es ein bißchen zu kurz“, sagte sie mehr zu sich selbst, als zu dem Wetten. „Zieh' es aus, ich will schnell ein Stück dran setzen.“

Der Wette tat also und Mutter nähte einen Streifen daran, der mehr oder weniger auf den Stoff glich. Als der Wette es abermals anpaßte, war das hintere Ende zu lang geraten, daß es beinahe wie eine Schleppe auf den Grund reichte.

„Ich will das Hemd nicht“, begann der Wette zu mucken und er zog zornig an der langen Fahne, die hinter ihm herwehte.

„Papperlapapp da ist niemand, der das sieht“, gab Mutter zurück, „und es hält im Winter auch warm.“

Mutter war selbst böse daß ihr Nähwerk schlecht ausgefallen war.

„Wenn ein Mensch abends müde gewerkt ist, sieht er das nicht mehr so gut. Und nun marsch nach oben!“

Der Wette ließ sich plumpsend ins Bett fallen, voller Erbitterung über die Widerwärtigkeiten des Tages. Unten rumorte die Mutter noch weiter, der Wette aber lag noch lange schlaflos und redete sich ein, daß die ganze Welt gegen ihn verschworen sei. Aber weiß Gott, er würde schon Mittel und Wege finden, um sie alle klein zu kriegen.